

Märchen meines Großvaters

Inhalt

1. Am Anfang war ein Märchen	2
2. Die Bienenarmee	5
3. Die wahrheitsliebende Laterne	7
4. Elses Leuchtturm	9
5. Der Bergmann und der Kanarienvogel	14
6. Das Schloss aus Salz	16
7. Der Ritter der Barmherzigkeit	18
8. Die alte Fregatte	19
9. Die Geige, die nur einmal spielte	20
10. Der Schornsteinfeger und das gefallene Sternchen	22
11. Der Bauer und sein treues Pferd	23
12. Auf Suche nach der Begeisterung	28
13. Über die Frage, wer im Orchester die Hauptrolle spielt	30
14. Der König der Heilkunst	31
15. Die Tränen Gottes	32
16. Das Reisigbündel	33
17. Zwei Einsame	34
18. Die Zauberflöte	35

Am Anfang war ein Märchen

Es war einmal ein ganz einfacher Mensch, der über alles in der Welt zu träumen und sich Märchen auszudenken mochte. Nichts unterschied ihn von allen anderen Menschen. Er schaute nur öfters als andere zum blauen Himmel, stolperte oft und fiel manchmal sogar auf die Erde. Aber das bemerkte er nicht, weil er zerstreut und kurzsichtig war. Der Stoff für seine Märchen entsprang aber nie seinem eigenen Kopf. Man wusste nicht genau, was sich in seiner Kindheit, seiner Jugend und in seinem weiteren Leben zugetragen hatte, aber auf seine alten Tage blieb er einsam und lebte in seiner eigenen unwirklichen Welt. Einst war er in seiner kleinen Stadt berühmt geworden, wo sein erstes und einziges Buch erschienen war. Das Buch hatte aber keinen Erfolg weiter. Und so vergaß man diesen Menschen bald, der spannende Geschichten für Kinder und Erwachsene geschrieben hatte. Der Märchenerzähler wohnte im einzigen Zimmer eines kleinen Hauses am Stadtrand. Selten hatte er Besuch, außer von einer jungen Milchfrau und einer Köchin. Sein ganzes gewöhnliches Leben hatte er am Schreibtisch verbracht. Schlaflose Nächte und ständiges Schreiben hatten seine ohnehin nicht besonders gute Gesundheit ruiniert. Kerzenrauch und Qualm hatten bei ihm einen starken Hustenanfall verursacht. Seine Hände hatten an natürlicher Farbe verloren und waren schwarz wie Tinte. Aber heute abend machte der Märchenerzähler nach seinem Spaziergang die Haustür schneller als gewohnt hinter sich zu. Ohne seinen Gehrock und die schmutzigen Schuhe auszuziehen und den alten Hut abzunehmen, setzte er sich an den Schreibtisch und fing schnell an, etwas aufzuschreiben. ‚Endlich einmal‘, dachte er, ‚habe ich einen spannenden Stoff für ein Märchen gefunden. Und vielleicht sogar für das beste.‘ Im Licht der brennenden Kerze konnte man sein lächelndes Gesicht und seine blitzenden, in die Ferne gerichteten Augen gut sehen, so als ob er die grenzenlose Weite vom einen bis zum anderen Ende der Welt durch die grauen bis rauchschwarzen Wände seines alten Hauses deutlich vor sich sähe. Und dann erblickte der Märchenerzähler etwas Unsichtbares in der Ferne, dachte lange nach, griff zur Feder und schrieb wiederum schnell etwas auf das Papier. Nachdem er das Geschriebene von neuem gelesen hatte und mit dem Inhalt unzufrieden war, strich er ohne Rücksicht einige Absätze und sogar ganze Seiten durch. Nach mehreren Stunden mühevoller Arbeit blieben nur einige Sätze übrig. Aber auch jetzt war er noch nicht zufrieden. Die Kerze war niedergebrannt. Der Märchenerzähler unterbrach seine Arbeit und zündete eine neue an. Er ging im Zimmer auf und ab. Sein Schatten folgte ihm nach. Zum hundertsten Male sagte sich der Märchenerzähler, er sei nicht in der Lage, das Richtige zu schreiben. Verzweifelt griff er sich an den Kopf und litt unerträglich. Seine unerklärlichen Leiden würden vielen sonderbar erscheinen, denn das Unsichtbare zu sehen ist

bereits ein Wunder. Und dieses auf Papier niederzuschreiben, ist nicht jedem gegeben. Nicht jeder kann ein Wunder beschreiben, umso mehr ein vollendet schönes Märchen auf Papier niederschreiben. „Oder soll das Märchen auf diese Weise beginnen ...“, sagte der Märchenerzähler laut und setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Eine halbe Stunde darauf lehnte er sich wieder zurück, nahm das voll geschriebene Papier in die Hand und begann laut zu lesen: „Es geschah vor sehr langer Zeit, als die ganze Welt in mehrere Königreiche aufgeteilt war. Jedes Königreich hatte sein eigenes Kriegswappen. Viele Könige führten einen brüllenden Löwen, einen riesigen, wütenden Bär oder ein Wildschwein mit scharfen Stoßzähnen im Wappen. Ich erzähle aber von einem anderen Land, in dessen Wappen sich ein Paar Tanzschuhe, eine einfache Brosche und ein weiser Haarkamm finden. Wundere dich nicht, eben jener Haarkamm, mit dem du dir jeden Tag deine Haare kämmst. Aus irgendeinem Grund verwandelten sich die Schuhe mit der Zeit in Stiefel, der Haarkamm in eine Krone, und die Brosche ging ganz verloren“. „Ja, das ist genau der richtige Anfang für mein bestes Märchen“, lobte sich der Märchenerzähler heute zum ersten Mal und setzte sogar seinen Hut ab. „Na endlich haben Sie vor mir Ihren Hut abgesetzt!“, hörte er eine weibliche Stimme plötzlich hinter sich. In Gedanken vertieft meinte er, dass ihm das nur so vorkäme. Und er las weiter: „Das Königreich war weder groß noch klein, weder reich noch arm, weder fröhlich noch traurig. Denke aber nicht, dass hier nur Könige und vornehme Würdenträger lebten, es waren auch ganz einfache Menschen wie der Schumacher Hans, ein echter Meister seines Faches.“ Nach diesen Worten setzte der Märchenerzähler in seiner Zerstretheit den Hut wieder auf den Kopf. Diesmal ertönte die Stimme nicht mehr freundlich: „In Gegenwart einer Dame setzt man den Hut nicht auf, um so mehr trägt man zu Hause keine Kopfbedeckung“. Der alte Mann glaubte, seinen Ohren nicht trauen zu können. Er drehte sich um und sah in fassungslosem Erstaunen eine Unbekannte vor sich. Der Märchenerzähler dachte erst, dass es schon Morgen wäre und die junge Milchfrau ihm einen Krug mit frischer Milch brächte. Draußen war aber nach wie vor dunkle Nacht. Der Alte hatte schon längst keine guten Augen mehr. Er dachte also, dass die Köchin in aller Frühe zu ihm kam. „Hören Sie, Greta“, sagte er, „Sie sind sehr wahrscheinlich wegen Ihres Lohnes gekommen. Ich würde Sie aber noch um etwas Geduld bitten, da ich es sicher bald schaffe, alle meine Schulden abzuzahlen“. „Ich bin doch nicht Greta!“, sagte die unbekannte Frau sauer. „Na so was aber auch, mich mit einer Köchin zu vergleichen!“ „Ich wollte Sie nicht beleidigen. Wer sind Sie denn?“, fragte der Märchenerzähler voller Interesse. „Ich bin die Madame Vergessenheit“, sagte die Frau. „Madame Vergessenheit ...“, wiederholte der alte Mann die Worte seiner nächtlichen Besucherin. „Es wundert mich, dass ich nie etwas von Ihnen gehört habe.“ „Kein Wunder“, sagte die schöne, ganz in schwarz gekleidete Frau,

„denn ich komme zu jedem Menschen nur einmal. Hören Sie mich?“ „Ja, ja. Sie kommen nur einmal ...“, sprach der Märchenerzähler nach und schaute schon nicht mehr auf die Frau, sondern auf sein Blatt Papier. Dann fragte er: „Warum sind Sie eigentlich zu vorgerückter Stunde gekommen? Ich möchte nicht, dass Sie es für Unhöflichkeit halten, aber ich habe äußerst wenig Zeit.“ „Sie haben Recht“, sagte die Frau, „Sie haben wirklich sehr wenig Zeit. Genauer gesagt, Ihnen ist zu wenig Zeit geblieben. Denn die läuft ab...“ „Ich mag es nicht, wenn man mich von meiner Arbeit ablenkt. Wenn Sie nichts Wichtiges haben, kommen Sie bitte ein anderes Mal“, antwortete der alte Mann und schrieb wieder, gerade so, als wäre nichts gewesen. „Lassen Sie mich bemerken, dass es ein anderes Mal für Sie nicht mehr geben wird“, sagte die Frau, trat langsam an den Schreibtisch heran, griff ohne zu fragen seine voll geschriebenen Papiere und fing an zu lesen. Nun erst begriff der Märchenerzähler, wer in der Nacht zu ihm gekommen war. „Sie sind also diejenige, vor der alle panische Angst haben ...“, sagte er. „Ich verstehe nicht, warum ich keinen Respekt verdiene. Es sieht aber so aus, dass Sie gar keine Angst vor mir haben?!“ „Meine Zeit ist gekommen ...“ lächelte er nur, „Sie möchten mich mitnehmen“. „Ja“, sagte Madame Vergessenheit, „ich nehme Sie mit. Ihre Zeit ist abgelaufen. Machen Sie sich fertig zur Reise!“ „Was für ein Pech!“, rief der alte Mann. „Wären Sie gestern oder besser heute morgen gekommen, dann hätte ich es nicht im Geringsten bedauert. Oder morgen abend wäre mir ganz recht. Aber jetzt...“ „Und was ist jetzt?“ „Jetzt brauche ich noch eine Stunde Zeit ...“ „Lassen Sie das, mein Herr!“, sagte die Frau gereizt, „Wenn Sie nur wüssten, wie oft ich das Gleiche höre. Alle betteln mich um noch ein Jahr, noch einen Monat, noch eine Woche an und schwören, alles Mögliche zu tun, was sie ein ganzes Leben lang nicht in der Lage waren, zu machen“. „Seien Sie so gut!“, bat der Märchenerzähler. „Eine Stunde wird doch keine Rolle spielen. Und ich schaffe es, mein bestes Märchen zu Ende zu schreiben.“ „Ein Märchen?“, fragte Madame Vergessenheit. „Was ist ein Märchen?“ „Es ist gar nicht so leicht, auf diese Frage zu antworten“, sagte der alte Mann nachdenklich und schwieg eine Weile. „Jeder versteht es auf seine Weise.“ „Und wie ist es Ihrer Meinung nach?“, fragte die Frau. „Ein Märchen ist eine Zauberwelt, die es in Wirklichkeit leider nicht gibt, aber woran man doch fest glaubt.“ „Ich bin durch viele Welten gezogen, aber über eine Zauberwelt habe ich noch nie etwas gehört. Wenn Sie mich jedoch überzeugen, dass Ihr Märchen eine Stunde Zeit wert ist, dann halte ich mich wohl ein wenig auf. Nun, erzählen Sie!“, sagte die schöne Frau und setzte sich auf einen Stuhl. Der alte Mann war ratlos, er wollte erklären, dass Märchenschreiben und Märchenerzählen nicht das Gleiche ist. Aber nun dachte er kurz nach und begann zu sprechen. Zuerst klang sein Märchen wie eine ganz einfache Geschichte, die jeder erzählen könnte. Sogar die Märchenhelden begeisterten Madame Vergessenheit nicht, sie waren wie aus dem echten Leben.

Die Frau wollte die Kerze schon ausblasen und das Haus mit dem Märchenerzähler für immer verlassen. Da begann ihr Herz auf einmal stärker zu klopfen. Sie fühlte, als ob etwas ihr ans Herz griffe. Nun erst blickte Madame Vergessenheit den Märchenerzähler scharf an und traute ihren Augen nicht: Noch vor einigen Minuten stand ein unansehnlicher Alter vor ihr. Und nun sah sie einen hübschen stattlichen Jungen. Die Frau hob sogar ihren Schleier hoch, um sich zu vergewissern, dass sie diese Gestalt in Wirklichkeit sieht. Aber diese scheinbare Fata Morgana war immer noch zu sehen. Und mehr noch, sie ging in Realität über. Immer mehr und mehr neue Helden und unübersehbare Landschaften erschienen. Wie kann so etwas nur geschehen?', dachte sie. ‚Aber wie passten die großen Wiesen, Felder, Wälder und Berge in die Wände dieses engen Zimmers?' Sie wollte den Märchenerzähler schon danach fragen, aber die Mäuse, die die ganze Zeit auf dem Fußboden raschelten, fingen an zu piepsen, als ob sie bäten, den Erzähler nicht zu unterbrechen. Das Märchen ging weiter. Es schien so, als würde die Kerze schnaufen und immer wieder ihre heißen Tränen weg wischen. Madame Vergessenheit hatte schon längst ihren Hut und die schwarzen Handschuhe ausgezogen. Sie hielt das Taschentuch an den Mund, um ein Lächeln oder ihre Enttäuschung zu verbergen. Und einmal hielt sie es vor ihre Augen ... "Das war's", sagte der alte Mann müde, „nun bin ich bereit, mit Ihnen zu gehen. Ich habe den Menschen nichts mehr zu erzählen.“ Eine lange und geheimnisvolle Pause trat ein. Dann stand die Frau plötzlich auf, nahm Hut und Handschuhe und eilte hinaus. Die Frau wollte die Tür schon hinter sich schließen, als ihr der Märchenerzähler zurief: „Und was ist mit mir?“ „Ich gehe allein“, sagte Madame Vergessenheit. „Aber warum?“ Der alte Mann konnte es nicht begreifen. „Von nun an sind Sie unsterblich, mein Märchenerzähler“, sagte Madame Vergessenheit. „Schreiben Sie weiter wunderbare Märchen! Das ist das Beste, was ein Mensch schreiben kann.“ Und sie verließ das Haus. Erst hinter der Tür fing sie an zu weinen. Sie war über ihr hartes Schicksal, mit der schwarzen Liste von Haus zu Haus zu gehen, sehr betrübt. Der Name des Märchenerzählers war aber nicht mehr auf der Liste zu finden.

Die Bienenarmee

Es war schon spät abends, als mein Großvater mit dem Schlaf kämpfte. Und obwohl er die ganze Zeit gähnte und die Augen ihm schon zufielen, erzählte er mir trotzdem ein neues Märchen: "In einem Königreich war einmal ein kleiner Junge namens Peter. Wie alle Kinder in seinem Alter mochte er Süßigkeiten und am meisten die Konfitüre und den süßen Schaum von ihr. Und weil

er die so mochte, hieß er von da an Peter mit dem süßen Schaum. Vielleicht verfolgte ihn der große Bienenschwarm gerade deshalb überall hin. Erst wollte er, dass seine lästigen brummenden Freunde ihn in Ruhe lassen, aber dann gewöhnte er sich daran, dass sie immer dabei sind und bemerkte sie gar nicht mehr. So verging ein Jahr ums andere.

Einst geschah etwas Ungewöhnliches: der Frühling kam nicht. Es war schon Mai, aber alle Felder waren noch zu geschneit und die Blumen blühten noch nicht. Hätte Peter die Bienen nicht gefüttert, dann hätten sie nichts zu essen gehabt. Nur dank ihm überlebte die große Bienenfamilie.

Die Bienen waren Peter sehr dankbar und die Bienenkönigin machte ihm ein schönes Geschenk. Sie verriet ihm einen Zauberspruch und von da an konnte er allen Insekten befehlen. Die Zauberkraft gebrauchte Peter aber nicht und lebte weiter genau so wie vorher.

Eines Tages griff ein Feind Peters König, Sigismund den Achten, an. Als die Höflinge aber von der übermäßigen feindlichen Armee hörten, verließen sie den jungen König, der erst vor kurzem den Thron bestieg. Keiner wollte mit ihm in den Krieg ziehen. Da zog der König seine Rüstung an, nahm das alte Schwert und sattelte das Pferd. Er ritt dem Feind entgegen und plötzlich begegnete er Peter mit dem süßen Schaum. Es war ein heißer Tag und Peter gab dem König etwas kaltes Wasser und tränkte dessen Pferd. Der König belohnte Peter und wollte weiterziehen. Peter stellte sich dem König aber in den Weg und sagte: „Sie sind ein mutiger König. Allein kann man aber nichts ausrichten, lassen Sie mich Ihr Schildträger werden“.

Der König wunderte sich, aber er wollte Peter nicht dem Untergang weihen. Er umarmte Peter nur und dankte ihm für seinen Edelmut. Peter sagte wieder „Mein König, Sie werden es nicht bedauern, wenn Sie mich mitnehmen. Zu zweit überwältigen wir jeden Feind.“ Der König wollte nicht widersprechen. Er sprang vom Pferd herunter, zog sein Schwert und schlug Peter zum Ritter.

Am nächsten Tag erreichten sie die Grenze und warteten ab, bis der Feind heranrückt. Nach einer Stunde bemerkten sie schon eine Staubwolke, die jede Minute größer und größer wurde. Hundert Regimenter traten vor dem König und Peter an. Ritter Peter mit dem süßen Schaum schlug dem Feind vor, in Gefangenschaft zu gehen. Der Feind lehnte es ab, die Waffen zu strecken und lachte Peter nur aus. Nun trat er zum Angriff an und der furchtlose junge König ritt ihm entgegen. Peter stoppte ihn und meinte, er dürfe sein Leben nicht riskieren und am besten sollte er seine Armee befehligen. Der Ritter mit dem süßen Schaum sprach: „Gegen die feindliche Artillerie setzen wir unsere Kanonen ein.“ „Haben wir Kanonen?“, fragte der König erstaunt. „Mein König, wir haben alles! Hummeln sind unsere Kanonen, Wespen unsere Ritter und Bienen unsere Soldaten“, sagte Peter und sprach den Zauberspruch aus: „Auf Befehl der

Bienenkönigin: Wespen, Hummeln und Hornissen fliegt alle zu mir, um für das Gute Gutes zu tun!“ Und es geschah ein Wunder: von allen Seiten griff die Bienenarmee an und schlug den Feind augenblicklich in die Flucht.

Diese Schlacht ging in das Buch der Geschichte unter dem Namen „Der brummelnder Krieg“ ein, bei dem niemand getötet, sondern nur von Insekten gestochen wurde.

„Das geschah dem Feind ganz recht“, sagte der Großvater müde und schnarchte laut neben mir. Der „Brummelnde Krieg“ ging in einen „Schnarchenden Krieg“ über, dachte ich lächelnd. Ich weckte meinen Großvater nicht, weil ich ihn sehr liebte.

Die wahrheitsliebende Laterne

„Einst vor langer Zeit waren alle Leute auf der Welt ehrlich. Aber die Zeit ist vergangen und die Menschen haben sich auch verändert“, sagte mein Großvater mit einem Seufzen und fing an, ein neues Märchen zu erzählen. „Einstmals gab es eine wahrheitsliebende Laterne. Wenn jemand die Wahrheit sagte, dann leuchtete die Laterne, wenn es sich aber um eine Lüge handelte, ging sie aus. Und so leuchtete die Laterne seltener und seltener, bis sie einmal schließlich ganz ausging. Hundert Jahre lang hatte sich keiner an die Laterne erinnert und sie ging nur von Hand zu Hand über. So war die Laterne überall: im Keller, am Dachboden und meistens in einer dunklen Ecke. Und so wäre die Laterne ungenutzt geblieben, wäre nicht einmal die Sonne erloschen. Tagsüber war es nun genauso dunkel wie nachts. Dann schalteten die Leute das ganze Licht an und meinten, ohne Sonne auskommen zu können. Später waren aber alle Birnen durchgebrannt und es gab überhaupt kein Licht mehr. Ringsum herrschte tiefe Finsternis. Die Leute wurden traurig und gingen im Dunkeln auf und ab, bis sich ein kleines Mädchen an die Laterne erinnerte. Und das war die wahrheitsliebende Laterne. Das Mädchen brachte die Laterne zum Markt und zeigte sie den anderen. Umsonst aber baten die Leute die Laterne, zu leuchten. Sie glaubte keinem mehr. Sie schaute nur, wie die Leute einzeln nach Hause gingen. Ein Mädchen blieb aber bei ihr.

„Wahrheitsliebende Lampe“, sagte das Mädchen. „Was für eine Lampe?“, empörte sich die Laterne, „Ich bin die Wahrheitsliebende Laterne!“ „Verzeihe mir bitte, liebe kleine Laterne.“ „Ich bin keine kleine Laterne! Wenn du mich so nennst, werde ich überhaupt nicht mit dir sprechen.“ „Schon gut“, sagte das Mädchen, „ich werde dich nicht mehr so nennen. Ich bitte dich, die wahrheitsliebende Laterne, leuchte wieder! Ich habe Angst ...“ „Ich habe schon längst Angst“, brummte die Laterne, „seit hundert Jahren habe ich von den Leuten kein

wahres Wort mehr gehört.“ „Vielleicht haben sie vergessen, was die Wahrheit ist“, meinte das Mädchen. „Was heißt ‚sie haben die Wahrheit vergessen‘?“, rief die Laterne, „das kann man doch nicht vergessen. Für die Leute ist es scheinbar einfach viel besser, ohne Wahrheit zu leben.“ Seit langem hatte die Laterne keine Gespräche mehr geführt und so redete sie weiter und weiter. Auf einmal hörte sie das Weinen des Mädchens. „Warum weinst du?“, fragte die Laterne erstaunt. „Ich weine ja gar nicht“, erwiderte das Mädchen und die Tränen liefen ihm über das Gesicht. „Ich sehe doch deine Tränen. Das darfst du nicht tun!“ „Verzeihe mir, liebe Laterne. Das ist nicht wahr. Ich weine.“ „Na, siehst du!“, rief die Laterne und blitzte plötzlich auf. Vom eigenen Licht war die Laterne aber selbst erschrocken und rief: „Ich brenne! Hilfe!“ „Du bist aber wirklich schön“, sagte das rotbäckige Mädchen. „So sieht das Licht der Wahrheit aus!“ „Ja, so bin ich“, sagte die Laterne selbstgenügsam, „wenn du willst, werde ich nur dir leuchten.“ „Und meiner Mutter?“, fragte das Mädchen. „Na gut, deiner Mutter auch.“ „Und meinem Vater?“ „Und deinem Vater ebenso.“ „Und dem Onkel Franz?“ „Wer ist denn Onkel Franz?“, regte sich die Laterne auf, „Ich kenne Onkel Franz nicht.“ „Er ist ein sehr undisziplinierter Mensch, meint mein Vater“, sagte das Mädchen, „und meine Mutter bedauert ihn“. „Na gut, wenn du diesen Onkel Franz so lieb hast und für ihn einstehest, dann leuchte ich ausnahmsweise auch dem Onkel Franz. Bist du jetzt zufrieden?“ „Nein“, sagte die Kleine. „Nein?!“, empörte sich die Laterne, „Reicht dir das immer noch nicht?“ „Und die anderen Leute?“, fragte das Mädchen. „Das ist nicht richtig, wenn du nur mir, meiner Mutter und meinem Vater leuchtest ...“ „Vergiss Onkel Franz nicht!“, unterbrach es die Laterne. „Nein, das ist schon viel zuviel“, sagte sie und ging aus. Als die Laterne aber hörte, dass das Mädchen weggeht, rief sie ihm zu: „Hey, wo gehst du hin?“ „Ich muss zu meiner Mama, sie sucht mich bestimmt schon.“ „Weißt du was ...“, sagte die Laterne viel sagend, „ich habe es mir überlegt ...du hast recht. Welchen Sinn hat es, wenn ich nicht leuchte? Ich habe mich entschieden, dass die wahrheitsliebende Laterne immer leuchten muss.“ „Das finde ich aber ganz gerecht!“, sagte das Mädchen und klatschte in die Hände. „Und die Laterne soll ... nein, ich meine mich doch, ich soll dann immer im Dunkeln leuchten und die Finsternis wird mich nie überwältigen!“ „Du bist auch eine kluge Laterne! Ich habe leider nicht alles verstanden, was du meintest“, sagte das Mädchen ehrlich. „Das ist aber nicht schlimm. Ich rede zu viel, anstatt etwas zu machen. Ich mache also das Licht an. Für alle. Ich gehe an!“

Die Laterne ging also an und leuchtet bis jetzt ununterbrochen. Schade nur, dass nicht jeder sein gutes und zu Herzen gehendes Licht sieht.“

Elses Leuchtturm

Diese Geschichte trug sich zu in alten Zeiten, als es noch keine Leuchttürme auf der Welt gab. Heutzutage gibt es jede Menge Leuchttürme, die an einem Hügel oder einem Gebirgskamm stehen und allen Seefahrern den Weg weisen. Wo und wie der erste Leuchtturm entstanden ist und warum er den Namen „Else“ trägt, erzählte mir eines Tages mein Großvater: „Es war einmal ein kleines unbedeutendes Fischerdorf am Meer. Jeden Tag segelten die Fischer los und ihre Familien erwarteten sie mit Ungeduld zurück am Ufer. Selten kamen die Fischer mit besonders gutem Fang zurück. Der böse, gierige und allmächtige Meeresherrscher Poseidon zählte gewissenhaft seine Schätze zusammen und war sogar unzufrieden, wenn ihm nur eine Kleinigkeit fehlte. Er wusste nicht nur, wie viele Fische und Meerestiere in seinen Meeren lebten, sondern wie viel Tropfen es im schier grenzenlosen Ozean und wie viel Sandkörnchen es am Meeresgrund gab. Glück hatte derjenige, der sich vor seinem Zorn am Ufer versteckte, wer aber ganz in seine Hände geriet, hatte keine Möglichkeit, sich zu retten. Poseidon versenkte große Fregatten in einem Augenblick und spielte lange mit einem kleinen Schoner, füllte ihn bis zum Rand mit Wasser und schüttelte ihn dann aus. Er drängte ein Schiff wie einen Splitter zur Steinklippe, wo es zerbarst und sank. Erst als der Meeresherrscher sah, wie die weißen Segel unter dem Wasser verschwanden, beruhigte er sich für eine Weile und das Meer wurde still. Diese Stille war aber trügerisch. Davon wussten alle Bewohner des Fischerdorfes. Eines Morgens sammelten sich die Fischer am Ufer, brachten das Boot zum Wasser und bereiteten Ruder und Netze vor. Es war schon Zeit, sich auf den Weg zu machen, da zögerten die Fischer noch. Sie sahen verstohlen den jungen Edgar und seine Braut Else an, die sich nicht voneinander trennen konnten. Der junge Fischer schloss seine Braut in die Arme und sie seufzte und flüsterte: „Bitte, komm so schnell wie möglich zu mir zurück. Ich werde auf dich warten.“ „Weine nicht, meine Liebe“, sagte Edgar. „Sobald ich zurückkomme, feiern wir unsere Hochzeit und dann werden wir noch lange glücklich und vergnügt leben.“ „Mein lieber Edgar, ich finde keine Ruhe. Ich ahne nichts Gutes.“ „Das sagst du jedes Mal, Else, wenn ich lossegele. Ich komme doch immer wieder heil und unversehrt zurück. Diesmal wird es auch schon gehen“, sagte der Fischer. „Versprich mir, Edgar, dass du heute vorsichtig wie noch nie sein wirst. Wenn das Meer nur anfängt, Wellen zu schlagen, wenn du in der Ferne eine schwarze Wolke siehst und wenn der kalte Wind aufbraust, dann sollt ihr zurückkehren, was auch sein mag.“ „Ich gebe dir mein Wort!“ sagte Edgar, „Möchtest du eine schöne Muschel oder einen Bernstein als Geschenk haben?“ „Nein, du brauchst keine Geschenke mitzubringen. Komm nur schnell wieder zu mir zurück“, wiederholte das Mädchen. „Ich komme zurück, weil ich weiß, dass du auf mich wartest.“ Der Bräutigam küsste seine Braut zum Abschied, sprang in das Boot und bald schon

waren er und seine Freunde weit draußen auf dem Meer. Nur das weiße Segel war in der Ferne noch zu sehen. Alle gingen nach Hause. Allein Else stand am Ufer und rührte sich nicht vom Fleck. Den ganzen Tag blieb sie so stehen, als ob sie Angst hätte, dass mit Edgar etwas passiert, wenn sie sich bewegte. Die Sonne brannte ihr schonungslos ins Gesicht. Else schaute nur nach dem weißen Segel aus. Es ging schon gegen Sonnenuntergang. Alle Dorfbewohner strömten zum Ufer hinaus. Sie warteten unablässig auf die Fischer. Schon kam die Nacht, die Fischer waren aber noch nicht zurück. Am zweiten und dritten Tag wiederholte sich das, als ob die Fischer im Meer verschwunden seien.

Noch nie hatten die Fischer so einen guten Fang gehabt wie diesmal. Eine solche Menge Fische lag im Boot, dass es sich schwer von der Last bewegte. „Es ist Zeit, nach Hause zu fahren“, sagte Edgar zum Kapitän, „Das Meer fängt schon an, Wellen zu schlagen.“ „Wir werfen das Netz noch einmal aus und dann fahren wir“, antwortete der Kapitän, „so ein Fang kommt sehr selten vor!“ „Ich sehe schon eine schwarze Wolke in der Ferne“, sagte Edgar wieder. „Mir sind diese Vorzeichen nicht bekannt. Ich segle doch nicht zum ersten Mal! Das Wetter wird sich in den kommenden drei Tagen nicht ändern.“ „Else hat uns doch gewarnt“, gab Edgar nicht nach, „Der kalte Wind weht. Wir müssen so schnell wie möglich zurückfahren! Solange noch Zeit ist...“ „Seit wann nehmen Fischer Weibermärchen ernst?“, lachten seine Freunde. „Wir werfen das Netz noch einmal aus und da hast du eine gute Mitgift!“ Das ganze Boot war schon voll mit Fischen und sie fischten immer noch weiter und weiter. Keiner hörte Edgars prophetische Worte. Es sah so aus, als ob die Fischer vorhätten, das ganze Meer abzuschöpfen. Die Menschen verstanden nicht, dass sie selbst schon ein Raub des Meeres geworden waren. Der Meeresherrscher erschien auf einmal auf einem Meeresstrudel. Als die Fischer ihn sahen, erschrakten sie und stürzten zu Boden. Die einen fingen an zu beten, die anderen Fische über Bord zu werfen. Nur der Kapitän und Edgar blieben vor Poseidon fest auf den Füßen stehen, fertig, alles zu verantworten. „Wie habt ihr es gewagt, in meine Besetzung zu kommen und meinen Meeresschatz wegzunehmen?“, schrie der Meeresherrscher sie mit drohender Stimme an. „Verzeih uns, Großer Poseidon!“, sprach der Kapitän. „Wir stechen nicht in See, um einen Schatz zu finden. Jeder von uns hat Familie. Und Fisch ist unsere einziger Broterwerb.“ „Das ist mir ganz egal! Der Mensch soll seine Ernährung auf der Erde suchen und nicht im Meer. Jeder, der sich an meinem Schatz vergreift, findet unvermeidlich seinen Tod.“ Poseidon fing an, das Wasser zu trüben, um einen Sturm heraufzubeschwören, als er Edgars Stimme sagen hörte: „Mein Herrscher! Bitte, begnadige die armen Fischer! Ich bin der einzige, der an allem schuld ist. Ich wollte vor meiner Hochzeit besonders guten Fang beschaffen, um für das verdiente Geld ein Hochzeitskleid für meine zukünftige Frau und ein Pferd für mich, und wenn wir Glück haben, noch ein Haus für uns zu

kaufen. Deswegen habe ich die Fische gebeten, mir bei meinem Traum zu helfen.“ „Du bist also bereit, allein die Verantwortung zu tragen“, sagte Poseidon bedrohlich, „hast du etwa keine Angst?“ „Nein!“, erwiderte der junge Fischer stolz. „Wie heißt deine Braut?“ „Else ist ihr Name. Sie ist ein armes Mädchen. Sie wartet am Ufer auf mich. Ich bin sicher, dass sie immer auf mich warten wird, auch wenn etwas mit mir passieren würde.“ Poseidon schaute in die weite Ferne und sah wirklich ein schönes Mädchen, das am Ufer stand und für den Fischer betete. „Diesmal, Fischer, hast du mich nicht angelogen. Du bemüht dich aber vergeblich, deine Freunde zu retten. Sie haben dir doch nicht gehorcht. Dreimal hast du auf sie wegen des Rückweges eingeredet. Menschliche Gier ist schädlich. Und wegen Else mach dir keine Sorgen! Ohne dich wird sie ein paar Tage traurig sein und dann wird sie einen anderen heiraten. Was für ein Leben könntest du, der arme Fischer, ihr bieten? So eine Schöne ist nur meines Reichtums wert. Alle meine Schätze werde ich zu ihren Füßen werfen und Else wird meine Königin sein.“ „Vielleicht bin ich nicht der beste Bräutigam für sie, sie liebt aber nur mich, einen einfachen Fischer.“ Poseidon fing an zu lachen und riesige Wellen erhoben sich. „Du meinst, dass deine Braut dich liebt“, sagte der Meerherrscher lachend, „dann lass dich vor deinem Tod überzeugen, wie treu sie dir ist. Und bis dahin lasse ich euch leben. Ihr könnt inzwischen zurückkehren, wenn ihr den Weg überhaupt findet.“ Poseidon verbarg alle Sterne hinter den schwarzen Wolken, damit die Fischer keine Möglichkeit hatten, den Weg nach Hause zu finden und verschwand selbst in der Meerestiefe, als ob es ihn gar nicht gäbe. Als die Fischer am Ende des zweiten Tages noch nicht zurückgekommen waren, machten die Menschen am Ufer Feuer, damit die Fischer sähen, wohin sie segeln sollten. Sie brachten viel Reisig und die Feuer brannten heller und heller. Als aber ein Ruder von dem Fischerboot am Ufer angeschwemmt wurde, glaubten die Menschen nicht mehr, dass die Fischer zurückkommen. Die Feuer brannten aus und alle gingen nach Hause. Nur Else wollte dem schlechten Vorzeichen nicht glauben und unterhielt ein einziges Feuer bis zum Morgen. Die dritte Nacht kam. Else stand wie bisher neben dem Feuer und passte auf, dass die ans Ufer schlagende Welle es nicht löscht. Starker Wind erhob sich und versuchte, das Feuer auszublase. Else überließ es aber weder dem Meer, noch dem Wind, das Feuer zu löschen und die letzte Hoffnung für die Fischer wegzunehmen. Ihre Flamme war das einzige Licht, das wie etwas Helles im Dunkeln strahlte. Plötzlich sah Else einen alten grauhaarigen Mann, der sich ihr näherte. Er saß neben dem Feuer, aber nicht ganz nah, als ob er sich vor ihm fürchtete. „Ich grüße dich, alter Mann!“, sagte Else zu dem Unbekannten. „Unsere Nächte sind kalt. Setze dich näher an das Feuer, dann wird es dir auf jeden Fall wärmer.“ „Dank dir, gutes Mädchen!“, erwiderte er. „Ich fühle mich auch hier gut. Ich sehe, dass alle schon längst schlafen gegangen sind. Und du sitzt hier am Ufer und bleibst am Feuer. Wartest du vielleicht auf jemanden?“ „Mein Feuer soll als Leitstern für meinen Edgar

dienen. Die dritte Nacht warte ich bereits auf ihn und werde die Augen nicht schließen, bis ich meinen lieben Bräutigam wiedersehe.“ „Gibt es etwa wirklich keinen anderen Bräutigam für dich? So eine Schöne will jeder König gerne heiraten.“ „Ich brauche aber nur meinen Fischer. Nur mit ihm bin ich glücklich.“ „Mit ihm wirst du aber immer nur ein ärmliches Leben haben, Else! Du wirst hungern und den ganzen Tag hindurch arbeiten und immer wieder auf deinen Fischer warten. Höre mich an: Ich bin alt und habe vieles gesehen und weiß also, was für dich besser wäre. Dein Edgar kann dir noch nicht mal einen kleinen Teil dessen geben, was ich kann. Ich bin reich. Unglaublich reich. Bald siehst du selbst meine Städte, die Korallenschlösser mit Saphirpflaster. In meinen Gärten wachsen Perlenbäume und brillantene Blumen. Die silbernen Spiegel werden deine königliche Schönheit würdigen. Die zahlreichen Diener werden deine wunderschönen Haare kämmen und Tausende auf deine Befehle warten. Alles wird dir gehören, wenn du mich nur heiratest. Lass dich von meinem heutigen Aussehen nicht erschrecken. Ich kann jede Gestalt annehmen. Mir ist alles unterstellt. Sei du die Meeresherrscherin, Else!“ „Nein!!!“, sagte das Mädchen schroff und überzeugt. „Ich werde niemals deine Frau!“ „Nun gut“, sagte Poseidon und lächelte wie eine raubgierige Muräne, „dann sollst du wissen: dein Edgar wird solange leben, wie dein Feuer brennt!“ Else schaute sich um und sah, dass ihr nur ein Reisigbündel blieb. Ihr Herz krampfte sich vom unerträglichen Schmerz zusammen. Sie riss sich aber zusammen und entschied, lieber zu sterben, als dem Meeresherrscher ihre menschlichen Leiden zu zeigen. Sie warf also das letzte Reisig ins Feuer. Und was nun? Sie darf nicht zulassen, dass die Fischer umkommen. „Und wenn ich dich heirate, lässt du die Fischer dann am Leben?“, fragte Else. „Ich erfülle meiner Braut jeden Wunsch! Du kannst mich um alles bitten, was du willst!“ „Bist du wirklich so reich, wie du sagst?“, fragte das Mädchen zweifelnd und schaute auf das ausbrennende Feuer. „Kein Mensch kann sich mit mir vergleichen. Der ganze Reichtum der Menschheit ist unvergleichbar mit meinem!“, sagte Poseidon und klatschte in die Hände. Goldene Münzen, Perlen und Edelsteine fingen an, vom Himmel zu fallen. Ihr Glanz und Glitzer spiegelten sich vielfach in der kleinen Flamme wider. Der Himmel blitzte für einen kurzen Augenblick auf und zeigte den Fischern den Weg nach Hause. „Schneller, schneller!“, sagte Edgar zu seinen Freunden und wandte das Fischboot zum Ufer. „Die Heimat zeigt uns den richtigen Weg!“ „Nun hast du dich von meinem märchenhaften Reichtum augenscheinlich überzeugt“, sagte der Meeresherrscher. „Ich habe dich aber nicht um einen goldenen Regen gebeten! Mir sind alle Schätze zu nichts nütze, wenn ich, sagen wir, eine Schere brauche.“ „Eine Schere?“, fragte Poseidon bestürzt. „Wofür brauchst du eine Schere?“ „Das ist doch eine Kleinigkeit und du sagst, dass du der Allermächtigste bist!“ „Dein Wunsch ist aber so winzig. Wie viele Scheren brauchst du denn? Tausend?“ „Nein, nur eine Schere.“ „Eine? Nun gut, dann aber eine goldene.“ Er schnippte mit den Fingern und eine

goldene Schere erschien in Elses Hand. Das Feuer war fast ausgebrannt und nur selten flammte es noch einmal auf. „Was ist da am Horizont zu sehen?“, fragte Else und zeigte zum Meer. „Wo?“ „Dort in der Ferne!“ Poseidon schaute ins Weite und bemerkte nicht, wie Else in einem Augenblick ihre schönen langen Haare abschnitt und sie ohne zu zögern ins Feuer warf. Das Feuer loderte von neuem auf und der Meeresherrscher knirschte zornig mit den Zähnen. „Was hast du dir angetan, Else? Du hast deine Schönheit verdorben! Aber sogar diese Mühe wird den Fischern nicht helfen.“ „Das Feuer brennt doch und das heißt, dass sie am Leben sind!“ „Sie sind noch am Leben, meine Königin.“ „Ich bin nicht deine Königin und werde sie auch nie sein. Ich liebe Edgar.“ „Dann wirst du ihn bald bitter beweinen müssen“, sagte Poseidon lächelnd und verschwand. Else drehte sich zum Meer und sah Edgar vor sich. Sie konnte es nicht glauben. „Edgar!“ schrie sie auf vor Freude, „du bist doch zurückgekommen. Ich wusste, dass ich dich wieder sehe!“ „Ich habe versprochen zurückzukommen“, antwortete der Junge. „Aber wo sind denn deine wunderschönen Haare?“ „Ich habe sie ins Feuer geworfen.“ „Wie schade! Sie werden aber nachwachsen und du wirst so schön wie früher sein.“ Else war außer sich vor Freude und wollte der Vernunft kein Gehör geben, dass dieser Junge vielleicht nicht Edgar sein könnte. Das menschliche Herz ist aber manchmal bereit, sich zu täuschen, um sich dem Glück, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, anzunähern. „Lass uns schwimmen gehen!“, schlug Edgar auf einmal vor. „Schwimmen? In der Nacht?“, begann Else langsam zu sich zu kommen. Sie erriet also den bösen Vorsatz des Meeresherrschers, der jetzt in der Gestalt ihres Bräutigams vor ihr stand. „Du mochtest doch immer in der Nacht schwimmen“, sagte der Junge. „Lass uns gehen!“ „Und das Feuer?“, erwiderte das Mädchen schüchtern, „es geht doch aus.“ „Das Feuer brauchen wir jetzt nicht mehr. Ich bin doch schon bei dir! Lösche das Feuer selbst aus!“ Sie war jetzt über jeden Zweifel erhaben. Dieser Junge war nicht ihr lieber Edgar. Sie merkte auch, wie er sich freute, dass ihr Feuer weniger und weniger brannte. Else schaute zum letzten Mal auf das Meer und mit dem Namen ihres Geliebten auf den Lippen trat sie das Feuer aus. Das Feuer zuckte sogar zuerst zurück, flammte dann hell auf und nahm ihre Schönheit und ihr Leben weg. Das grelle Feuer brannte, bis die Fischer an Land traten. Als Poseidon aber solch eine Gefühlstiefe sah, wurde er wahnsinnig. Er ging für immer in die Meerestiefe, um die menschliche Liebe zu begreifen. Else hatte niemanden mehr gesehen. Edgar suchte sie vergeblich. Zum Gedächtnis an seine Geliebte baute er am Platz des Feuers, das den Fischern das Leben gerettet hatte, einen Leuchtturm: Elses Leuchtturm. Das ganze Leben lang baute Edgar am Ufer Leuchttürme. Jedes Mal, wenn er an einem neuen Turm das Feuer anzündete, fühlte er ein unsichtbares Beisein seiner Braut. Edgar glaubte fest daran, dass er sich einst auch in ein Licht verwandelt und irgendwo hoch oben mit seiner Else für immer verbindet.

Manch einer würde sagen, dass mein Märchen ein trauriges Ende hat“, sagte mein Großvater gähmend, „zum Trost sage ich nur, dass das Ende eines Märchens zum Anfang des anderen führt. Und in dem neuen Märchen wird alles anders.“

Der Bergmann und der Kanarienvogel

„Es war einmal ein fünfzehnjähriger Junge, der schon ein Jahr in der Kohlengrube eines Bergwerks gearbeitet hatte. Die Bergarbeiter nannten es ‚im Berg arbeiten‘“, fing mein Großvater an, ein neues Märchen zu erzählen. „Der Berg wurde dabei dem Erdboden gleichgemacht und die Bergleute drangen weiter in das tiefe Innere des Berges ein. Obwohl ihn eine panische Angst vor der ewigen Finsternis der Grube befiel, stapfte Paul aber trotzdem wie die anderen erfahrenen Bergarbeiter durch den dunklen Tunnel. Die dampfende Laterne in seiner Hand beleuchtete die Gesichter der Bergleute und warf einen Schatten hinter ihre Schritte zurück, als rief sie diese dazu auf, sich zu besinnen und ans Tageslicht zurückzukehren. Der Kanarienvogel, den die Arbeiter dabei hatten, sehnte sich auch nach der Sonne und dem blauen Himmel. Der Vogel hatte ein graugrünes Gefieder mit dunklen Streifen. Er saß in einem winzigen Drahtkäfig und zwitscherte angenehme Töne. In der Grube herrschte stickige Luft und betäubte langsam die Bergleute. Sie waren mit ihrer schweren Arbeit beschäftigt und vergaßen darüber den Vogel, den einzigen Vorboten bei Einsturzgefahr. Der Berggeist zögerte aber und beobachtete seine zukünftigen Opfer noch gleichgültig. Die letzten Karren mit der geborgenen Kohle waren schon nach oben gehoben. Der Arbeitstag war zu Ende und die ermüdeten, aber zufriedenen Bergarbeiter standen im Tageslicht. Plötzlich erinnerte sich Paul an den Kanarienvogel, der unten noch zurückgeblieben war. Er warf den Bergleuten ein paar Worte zu und ging dann in die Grube zurück. Als der Vogel den Menschen sah, fing er an, auf seiner Stange hin und her zu hüpfen und dem Jungen undeutlich etwas zu erzählen. Paul steckte seinen Finger in den Käfig, als wollte er zu dem Kanarienvogel sagen: „Hab keine Angst. Ich bin da. Ich nehme dich mit.“ Da erwachte der Berggeist und erinnerte sich an sein fürchterliches Vorhaben. In einem Augenblick umflog er seine Behausung und fing an, alles auf seinem Weg zu vernichten. Da geschah ein Einsturz. Paul lief schnurstracks aufs Geratewohl, bis er einen harten Schlag in seinem Rücken verspürte, der ihn hinwarf. Als sich der Kohlenstaub setzte, ertönte neben dem Jungen Vogelgesang. Paul ertastete die Laterne und zündete sie an. Er schaute sich um. Um sich herum war alles zerstört. Es sah so aus, als spielte der Berggeist mit dem

Menschen, im Voraus wissend, dass der so oder so in eine steinerne Falle geriet. „Wo soll ich denn hingehen?“, fragte der Junge außer sich. Das Echo verdrehte seine Worte höhnisch und gab lange nach dem Vogel wieder: „Ororororor ... urururururur“. „Was hast du gesagt?“, fragte Paul den Kanarienvogel, „Soll ich nach rechts gehen?“. „Urururu-rurur“, zwitscherte der Vogel. „Dann gehe ich nach rechts“, entschied der Junge. Der Vogel wurde sofort unruhig und begann, mit den Flügeln zu schlagen. „Was meinst du denn? Dein „urururu-rurur“ heißt doch „ja“, oder? „Urururu-rurur!“, wiederholte der Vogel und forderte, aufmerksam zuzuhören. „Gut. „Ororororor“ heißt „ja“ und „urururu-rurur“- „nein“, richtig?“ „Ororororor“, der Kanarienvogel nickte zustimmend mit dem Kopf. „Verzeihe! Ich habe nicht gleich verstanden. Dann gehen wir also nach links.“ Drei Tage und Nächte wanderten die Gefangenen in diesem Steinlabyrinth umher. Einige Brotkrümel, die Paul noch in seiner Tasche gefunden hatte, gab er dem Vogel und machte sich mehr Sorgen um seinen einzigen Freund als um sich. Der Junge war ganz erschöpft, als er bei einer kleinen Grotte ankam. Seine letzten Hoffnungen auf eine Rettung waren schon erloschen. Er legte sich hin und schlief ein. Paul wachte von dem Sonnenlicht auf, das durch eine enge Spalte in die völlige Finsternis schimmerte. „Wir sind gerettet!“, schrie er, aber seine Stimme war kaum zu hören. „Ororororor“, stimmte ihm der Vogel zu und trällerte überglücklich. Die Spalte war aber so eng, dass nur dem Vogel die Rettung beschieden war. Der Junge kletterte der Sonne entgegen und der Vogel zuckte in seiner Hand. Da öffnete Paul die Hand. Der Kanarienvogel schüttelte sich und flatterte heraus. „Knorrrr-knorrrr!“, verbreitete er die Nachricht vom Bergmann, der Hilfe brauchte. „Ich habe dich verstanden“, flüsterte der Junge, das Bewusstsein verlierend, „Du holst mir Hilfe. Ich glaube dir. Ich werde warten.“ Stundenlang flatterte der Kanarienvogel um die Bergleute herum, bis jemand darauf kam, dass man ihm einfach folgen sollte, um den Jungen zu retten. So blieb der Mensch dank des Kanarienvogels am Leben.

Wenn jemand nicht an diese Geschichte glauben sollte, so hat er vielleicht in Teilen recht“, sagte mein Großvater zum Schluss, „Es besteht aber kein Zweifel daran, dass sie in Wirklichkeit geschehen ist.“

Das Schloss aus Salz

Auf einem hohen Berg stand einstmals ein Schloss aus Salz. In der Sonne und bei Vollmond funkelten die Schlossspitzen wie Diamantenkanten. Wie eine große Spinne zog das Schloss die Lebewesen an sich und wenn eines in das Spinnengewebe hinein geraten war, verlor es seine Freiheit. Es ging das Gerücht um, dass ein Graf, der selbst aus Salz sei, dieses Salzs Schloss besitzt. Niemand hatte den Grafen gesehen. Alle hatten Angst vor ihm, besonders, wenn Menschen anfangen zu verschwinden. Ihre Zahl wurde immer mehr und mehr, bis sie die Tausend erreichte. Unter den Verschwundenen waren auch die Eltern von Klaus, die zum Jahrmarkt gegangen und nicht mehr zurückgekommen waren. Der Junge suchte sie lange, und seine Suche führte immer wieder zum Salzs Schloss. Es war aber ganz unmöglich, unbemerkt ins Schloss einzudringen. Die Wände der Salzzitadelle waren hoch und unüberwindbar. Von dem weißen Leuchten verlor man den Verstand und wurde blind. Klaus schwor sich, um jeden Preis der Welt seine Eltern zu finden. Und wenn es noch möglich wäre, sie zu retten. Einige Tage passte er auf die Schlosswächter auf und bemerkte eine Besonderheit: alle drei Tage kam ein zugedecktes, schwer beladenes Fuhrwerk am Tor an. Sogar der Kutscher durfte nicht durchfahren und sollte draußen warten. Klaus beschloss zu erfahren, was genau ins Schloss gebracht wurde. Er hielt den Kutscher auf seinem Rückweg an und bat, mitgenommen zu werden. Der einfache Bauer mit seinem runden Gesicht willigte ein, den Fremden mitzunehmen. Der gesprächige Kutscher erzählte Klaus vom Quellwasser eines Waldbachs. Allein dieses Wasser diente als Heilmittel, das der alte Graf so schätzte. Der Waldbach war aber sehr weit entfernt. Um den Weg abzukürzen, hatte der Bauer eine List angewandt. Er wurde schon zweimal auf frischer Tat ertappt, als er versuchte, Wasser von einer anderen Quelle zu bringen. Beim dritten Mal würde es ihm den Kopf kosten. In drei Tagen sollte er die Fässer wieder mit dem Wasser auffüllen und zum Schloss bringen. Klaus bot ihm seine Hilfe an. Der Bauer willigte ohne Zögern ein. In drei Tagen trafen sie sich wieder und fuhren zum Wald. Sie rollten die Fässer auf das Fuhrwerk und der Bauer ging, um sein Pferd zu tränken. Als er zurückkam, sah er, dass Klaus verschwunden war. Dem Bauern blieb nichts anderes übrig, als allein wegzufahren. So geriet Klaus ins Schloss, indem er sich in einem der Fässer versteckte. Er blieb bis tief in die Nacht hinein im Fass sitzen. Als es endlich still wurde, kroch er vorsichtig aus dem Fass und drang ins Schloss ein. Was ihn sofort überraschte, war die große Menge an Statuen, denen er überall begegnete. Eine Unmenge an Salzstatuen. Es sah so aus, dass in den Salzsäulen Menschen verborgen waren. Als Klaus aber noch zwei Statuen fand, die seinen Eltern sehr ähnlich waren, da war er über jeden Zweifel

erhaben: der „Salzgraf“ verzauberte diese Menschen. Und plötzlich stieß Klaus Stirn an Stirn mit dem alten Graf zusammen. Der „Salzgraf“ war ziemlich hoch und hager. Seine große Höckernase und die leuchtenden Augen erschrecken Klaus. „Wie bist du denn hier hineingeraten?“, schrie ihn der Graf sofort an. „Wer hat gewagt, dich hereinzulassen?“ „Niemand“, antwortete der Junge leise. „Ich bin selbst ... Ich bin gekommen, um meine Eltern abzuholen ... und die anderen Menschen auch!“ „Dann wird auch dich das Missgeschick treffen.“ „Aber diese Menschen ...“ „Bald wird das ganze Land in meiner Gewalt sein“, unterbrach der alte Graf. „Ich brauche aber noch mehr Menschen, viel mehr, um mit dem König zu kämpfen und ihn zu besiegen.“ „Ich kenne aber Ihr Geheimnis“, sagte Klaus. „Mein Geheimnis?“ lachte der Graf, „Woher willst du das denn wissen?“ „Mit dem Wasser vom Waldbach begießen Sie die Wände Ihres Salzschlusses. Nur dieses Wasser stärkt die Wände. Wenn ich aber davon weitererzähle ...“ „Still!“, rief der grauhaarige Alte, „Sei still!“ „Obwohl du ja gar nichts erzählen wirst. Sieh mal deine Beine an: sie verwandeln sich schon in Salzsäulen. Die kannst du nicht mehr bewegen. Und deine Arme sind steinhart geworden. Bald wirst auch du eine Statue in meinem Schloss sein. Wenn du aber so klug bist, wie du meinst, so errate dann, wie ich die Menschen in Salzstatuen verwandle“, sagte der alte Graf und verließ die Halle mit siegreicher Miene. Klaus blieb allein. Sein Körper wurde immer mehr hart. Jetzt spürte er weder seine Brust, noch seinen Rücken. In dieser Ausweglosigkeit fing er an zu weinen. Davon wurde sein Körper noch schneller mit Salz bedeckt und erstarrte. Das Salz bedeckte schon seinen Hals ... Klaus dachte seufzend an seine Eltern und die anderen Menschen. „Was für ein Retter bin ich, wenn ich selbst zur Salzsäule erstarre“, schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf und er lächelte. Und plötzlich ... hörte das Salz auf, seinen Körper zu bedecken. Dann lachte er leise und das Salz fing an, abzufallen und befreite seinen Hals. Klaus lachte weiter. Der Salzpanzer barst und fiel wie eine alte Schlangenhaut ab. „Lacht!“ rief Klaus laut zu allen Statuen, „Lacht aus vollem Halse! Der „Salzgraf“ ist nur durch eure Angst stark.“ Erst erschallte undeutliches Flüstern und dann waren schon laute Stimmen und schüchternes Lachen zu hören. Die Menschen lachten und erlangten durch das Lachen ihre Freiheit. Und nun konnten sie nicht mehr aus dem Lachen herauskommen. Ihre Ängste waren überwunden. Die feigen Wächter liefen weg, als sie die große Menschenmenge sahen. Der „Salzgraf“ verschwand und niemand wusste noch etwas von ihm. Einige der Geretteten wollten sogar das Schloss zerstören, aber dann regnete es in Strömen. Und das Salzs Schloss schmolz. An seiner Statt blieb aber eine Menge Salz, das übrigens ziemlich gut war.

Der Ritter der Barmherzigkeit

Eines Tages kam ein ruhmreicher Ritter mit dem Namen „Mutiges Herz“ mit seinem treuen Knappen von seinen Reisen über die Meere zurück. Er war auf vielen Schlachtfeldern gewesen, hatte Hunderte von Rittern gefangen genommen und Tausende von Feinden geschlagen. Er war der beste Krieger auf der Welt. Die festlich herausgeputzte Hauptstadt erwartete ihren legendären Helden und hatte alles für sein Kommen vorbereitet. In der Ferne waren schon die Mauern der Stadt zu sehen, da wollte der Ritter sich ein wenig erholen, da er von dem weiten Weg sehr müde war. Er ließ seinen Knappen wachen, legte sich unter einen großen Baum und schlief gleich ein. Zu allem Unglück schlichen sich Räuber an den schlafenden Ritter heran. Sie schlugen ihn, raubten ihn aus und ließen ihn alleine verbluten. So hätte er sein Ende gefunden, wären da nicht gute Menschen gewesen, die ihn gesund pflegten. Sie hatten gar nicht erst gefragt, wer er sei und wo er herkäme. Der Ritter wurde also wieder stark und war voll neuen Mutes. Nach diesem Ereignis suchte sein furchtloses Herz jetzt aber besonders Barmherzigkeit und Güte. Drei Monate waren vergangen. Die Suche nach dem verschwundenen Ritter war erfolglos geblieben. Man hatte ihn nicht erkannt, da er statt auf dem Pferd durch das Haupttor in die Stadt hineinzureiten, nun in einem Mönchsgewand, mit einem Stab in der Hand und zu Fuß daherkam. So lebte der Ritter „Mutiges Herz“ unerkannt. Er diente bei einer kleinen Kirche und half Armen und Waisen. Er legte ein Gelübde ab, nie mehr eine Waffe in die Hand zu nehmen. Das Leben ging seinen Gang, bis einmal ein Feind die Hauptstadt belagerte. Der Feind hatte also entschieden, die Bewohner auszuhungern. Die armen Menschen hatten nichts zu essen. Man wusste nicht, wie lange sie noch aushielten konnten. Da nahm der Mönch seinen Stab in die Hand und ging zum Haupttor. Als die Wächter erfuhren, dass der Mönch kam, um mit dem Feind Mann gegen Mann zu kämpfen, jagten sie ihn fort. Der Mönch kam aber am zweiten und dritten Tag wieder. Am vierten Tag wurde das Tor für ihn aufgemacht. Alle Bewohner strömten zu den Stadtmauern, um den verwegenen Mutigen zu sehen. Keinem außer dem treuen Knappen kam in den Sinn, wer da sein Leben für seine Stadt riskierte. Der Feind rang den Kühnen nieder und fing an, sich über ihn lustig zu machen. Dann ging das Tor noch einmal auf. Ein Fuhrwerk rollte hinaus: Der Knappe beeilte sich, seinem Herrn zu helfen. Er kam zu dem Mönch, warf sich zu seinen Füßen und sprach ihn mit seinem alten Namen an. Der Feind glaubte dem Knappen nicht. Dann fing der letztere an, Schild und Rüstung der besiegten Ritter vom Fuhrwerk auf den Boden zu werfen, um Mut und Ruhm seines Herrn zu bezeugen. Der Feind zuckte vor dem Mönchen zurück und wollte nicht glauben, dass der unbesiegbare Krieger vor ihm steht. „Ja, ich

bin der Ritter Mutiges Herz“, sagte der Mönch, „und wer es nicht glaubt, kann sich beritten oder ohne Pferd, mit Schwert oder ohne mit mir duellieren.“ Niemand aber nahm die Herausforderung des Ritters an. So blieb die Zehntausende zählende feindliche Armee vor dem Mönchen und seinem Knappen stehen. Der Ritter trat vor, steckte seinen Stab in die Erde und sagte weiter: „Ihr werdet euch rühmen und mich zum Sklaven nehmen können, wenn ihr es schafft, meinen Stab bis morgen aus der Erde zu ziehen. Wenn aber nicht, dann werdet ihr unser Land für immer verlassen müssen.“ Der Feind überlegte und entschied sich, die Bedingungen anzunehmen. Nachdem sich das Haupttor aber hinter ihm schloss, fing es an, stark zu regnen. Der Regen hörte erst früh am nächsten Morgen auf. Dann breitete sich undurchdringlicher Nebel aus. Als sich der Nebel verzog, fand die Armee statt des Stabes einen riesigen Baum mit einem Stamm vor, den sechs Mann umfassen können. Ohne weiter zu überlegen, zog sich der Feind erst von der Hauptstadt und dann auch aus dem Land zurück. Er stellte sich vor, wie mächtig das Schwert des Ritters gewesen wäre, wenn sich nur ein trockener Stock in solch eine Kraft verwandelt hätte. Von da ab hieß der Held „Ritter der Barmherzigkeit“. Der Mönch bat aber, ihn einen „gottergebenen Bruder“ zu nennen.

Die alte Fregatte

In einem entfernten Hafen lag einst ein Holzschiff. Die anderen alten Schiffe waren schon längst ausgemustert und höchstwahrscheinlich abgebrannt. Es verblieb nur eines: eine alte Fregatte, das ehemalige Flaggschiff. Einstmals war sie Pracht und Stolz der Marine. Auf ihren drei Masten wallten weiße Segel und fingen den günstigen Wind ein. Ihre zwei Geschützdecke dienten als bedrohliche Warnung für Piraten. Seitdem war aber schon viel Wasser verflossen. An die Stelle von Holzschiffen traten moderne Metallschiffe, die schneller, stärker und stabiler waren. Die See schlug leicht gegen den rechten Bord der alten Fregatte, als rief sie diese, ihre Fesseln zu sprengen und zum offenen Meer auszulaufen, wo immer sieben Fuß unter dem Kiel sind. „Der Furchtlose“, so hieß das Schiff, sah mit offener Bewunderung auf das in den Hafen einlaufende Panzerschiffgeschwader. Die alte Fregatte stand stramm und salutierte, als die Schiffe der neuen Generation vorüber zogen. Sie achteten aber gar nicht auf das Segelschiff. „Der Furchtlose“ stöhnte und sein Seufzer echote durch das leere Schiff und den ehemals lärmenden und belebten Mannschaftsraum. „Die Zeiten sind vorbei“, dachte die Fregatte und schief fest ein. Der Morgennebel lagerte schon über dem Meeresspiegel, als auf einem Panzerschiff die Glocke

läutete. Von diesem Klang erwachte die Fregatte und dachte, dass sie sich bei einem Seegefecht an der vordersten Feuerlinie befände. Der Pulverdampf trübte den Blick, „Der Furchtlose“ wusste aber auch ohne Befehl, was zu tun ist. Das Segelschiff riss sich los und zerriss leicht die eiserne Ankerkette. Es erreichte schnell eine hohe Geschwindigkeit und führte die unbesiegbare Flotte hinter sich. Mit diesem Manöver wollte die Fregatte das feindliche Geschwader betrügen und seiner Flotte Zeit geben ungehindert abzufahren und dann neu gestärkt wiederzukommen, um zu gewinnen. Von allen Seiten umringt, trat das Segelschiff in seinen letzten Kampf. Es näherte sich dem Flaggschiff des Gegners und feuerte von zwei Decken gleichzeitig los. Das Feindschiff wankte und ging unter. Die Fregatte blieb aber auch nicht unversehrt. Sie schöpfte schon mit dem Kiel das Wasser, als der letzte Befehl gegeben wurde: „Das Schiff verlassen!“ Aber sogar die Rettungsboote folgten dem Befehl nicht. Die alte Fregatte fand also am Meeresboden sein Ende. Wie alle echten Schiffe. Die erstaunten Panzerschiffe schauten vom Hafen her auf die untersinkende alte Fregatte und salutierten. Aus den Metallrohren stieg schwarzer Rauch, der sich zum Horizont ausbreitete, um sich in dem blauen Himmel zu verziehen.

Die Geige, die nur einmal spielte

Ein alter Geigenbauer machte seine beste Geige. Und auch die letzte. In der Nacht verstarb der Alte. Und schon am nächsten Tag standen die Geldgeber in seiner Werkstatt. Da die Werkstatt des Meisters genug wert war, um seine Schulden zu decken, interessierte sich niemand für seine Musikinstrumente. Diese konnten sowieso nur wenige richtig bewerten, vom Spielen ganz zu schweigen. Selbst hatte der Geigenbauer selten auf seinen Geigen gespielt. Seine Musik glich mehr einer traurigen Klimperlei, wenn er auf die einzelnen Töne hörte, um sie zu stimmen. Die Geldgeber beschlossen, die Musikinstrumente stückweise als Brennholz zu verkaufen. Das trockene und lackierte Holz sollte gut brennen und die „nutzlosen Holzklötze“ ließen sich gut verkaufen. Die Geigen wurden zu einem niedrigen Preis verkauft, die Bratschen waren etwas teurer. Und die Celli erfreuten sich dank ihrer Massigkeit großer Beliebtheit. Eine Geige konnte man im Ganzen in den Ofen werfen und auf ein Cello konnte man zuvor springen, um es in Stücke zu teilen und seine letzte mitleidige Melodie zu vernehmen. Die Geigen des Geigenbauers brannten wirklich gut und nach dem Brennen blieb nur die Asche, die Asche der Musik. Bei leichtem Windhauch flog sie bereits auseinander und schwebte dann lange in der

Luft. Am Rosenmontag kamen viele Gäste in die Stadt, in der der Geigenbauer gelebt hatte. Der Karnevalzug bewegte sich langsam und lärmend durch die Straßen zum Markt. Die kostümierten Spielleute und Zauberkünstler unterhielten die fröhlich gelaunten Menschen. Ein junger Student namens Johann war einer von ihnen. Er war auch gut gestimmt, freute sich und lachte. Wie viele in seinem Alter dachte er noch nicht viel über die Vergänglichkeit des Lebens nach, das ihm noch ewig zu dauern schien. Nun kam die Nacht und man machte das große Feuer an. Mit großem Interesse beobachtete Johann eine hübsche Frau mit rundem Gesicht und merkte dabei nicht, wie einige Geigen ins Feuer geworfen wurden. Als aber ein kräftiger Mann die letzte Geige hochhob, um zu zeigen, dass er auch sie jetzt ins Feuer wirft, schauderte es Johann. Wie aus einem bösen Traum erwachend, lief er auf diesen Mann zu und hielt im letzten Augenblick seine Hand fest. Der robuste Mann konnte erst nicht begreifen, was der Student vorhatte und da Johann seine Hand weiter festhielt, verlor der Mann langsam seine gute Stimmung. „Was machen Sie denn? Das ist doch eine Geige!! Eine Geige, verstehen Sie?“, wiederholte Johann wie wahnsinnig und versuchte, die Menge zu überschreien. „Auf Anordnung des Bürgermeisters habe ich die letzten Musikinstrumente aufgekauft, um sie bei der heutigen Feier zu verbrennen“, berichtete der nebenstehende Festordner. „Wie verbrennen? Warum denn verbrennen? Sind Sie bei Sinnen?“, fragte Johann eindringlich. Der Student hatte leider nicht genug Geld, um für die Geige zu bezahlen. „Geben Sie mir die Geige doch mal für einen kurzen Augenblick!“, flehte Johann, „und ich schwöre, dass ich für die Geige bezahle. Lassen Sie mich die Geige spielen und verständige Menschen werden sie ihnen abkaufen. Ich bin mir sicher: ihr Klang wird zauberhaft sein. Lassen Sie die anderen hören!“ So geriet die Geige in Johanns Hände. Neben dem Feuer sah er einen brennenden Bogen. Er ergriff ihn, schlug die Flamme ab und drückte ihn und die Geige an die Brust. Johann berührte vorsichtig die Saiten: Die Geige schauerte erst und dann zitterte sie in seinen talentierten und starken Händen. Sie fing an, melancholisch zu singen und dann brach sie in Schluchzen aus. Die Musik war Engelgesang ähnlich. Als aber der volle himmlische Geigenton still wurde, war es der Menge wieder gleichgültig. Das letzte Werk des Geigenbauers wurde verbrannt. Der erschütterte Student verließ diese fröhliche und lebhafte Stadt für immer. Er machte sein unwürdiges Spiel sich selbst zum Vorwurf, das seiner Meinung nach den guten Namen des Geigenbauers und die zauberhafte Geige, die nur einmal spielte, befleckten.

Der Schornsteinfeger und das gefallene Sternchen

In einem großen Haus fing einmal der Kamin an zu rauchen. Anscheinend war der Rauchfang verunreinigt und man musste ihn dringend vor der Ankunft der vornehmen Herrschaften durchputzen. Der Hausverwalter begrüßte trocken einen jungen, mit schwarzem Rock und einem Zylinder bekleideten Mann. Hinter seinem Rücken war ein langes Seil mit einer Rohrbürste und einer schweren Metallkugel zu sehen. Der Schornsteinfeger sah sich erst einmal den Kamin an und dann stieg er auf den Dachboden, um das Rauchfangmauerwerk nachzuprüfen. Danach stieg er auf das Ziegeldach. Er nahm den Kupferdeckel vom Schornstein ab und blickte furchtlos in ihn hinein. Den Schornsteinfeger hätte es gar nicht gewundert, wenn ein Vogel herausgeflattert wäre oder sich eine Menge Spinnen auf ihn gestürzt hätte. Der Schornstein war jedoch überraschend leer. Der junge Mann stieg also wieder herunter vom Dach. In dem großen Haus war es sehr still. Er blickte noch einmal von unten in den Schornstein hinein. Doch nur blauer Himmel war zu sehen. Dann wollte der Schornsteinfeger anfeuern. Das Holz brannte aber nicht, sondern rauchte nur beißend. Plötzlich nieste jemand laut und fiel aus dem Schornstein hernieder. Als sich der Rauch gelegt hatte, sah der Schornsteinfeger plötzlich ein Mädchen neben sich. „Wer bist du?“, fragte er erstaunt. „Ich bin ein Sternchen“, sagte das Mädchen stolz. „Wer bist du?“, glaubte er, nicht richtig gehört zu haben. „Ein Sternchen. Ein ganz einfaches junges Sternchen. Ich bin nur dreihunderttausend Jahre alt.“ „Nein so was!“, sagte der Schornsteinfeger, „und wie bist du denn in den Kamin geraten?“ „In den Kamin? Ach, Sie meinen dieses Fernrohr? Ich habe mit meinen Schwestern getanzt und bin dann über das große Feuer gesprungen. Wahrscheinlich habe ich zu sehr ins Feuer geschaut. Und das hat mich aus dem Gleichgewicht gebracht ... und so bin ich in den Kamin geraten.“ Der junge Mann glaubte dieser unerwarteten und schmutzigen Erscheinung kein Wort. Er hielt sie für ein Dienstmädchen, das unlängst als Beikoch diente und jetzt groß tat. „Nimm mal!“ Der junge Mann reichte dem rußschwarzen Mädchen sein sauberes Handtuch, „hättest du dich nur mal im Spiegel angesehen!“ „Ich habe mich wirklich beschmutzt“, sagte das Mädchen mit einem schelmischen Lachen, „gib mir mal bitte das Wasser, damit ich mein Gesicht waschen kann!“ In ein paar Minuten wurde das Wasser im tönernen Krug schwarz und die kalte graue Halle blitzte wie der Himmel bei sternheller Nacht auf. „Du bist ja tatsächlich ein Sternchen, das vom Himmel auf die Erde gefallen ist!“, starrte der Junge die himmlische Schönheit mit verliebten Augen an. „Wie - auf die Erde? Ich bin doch in den Kamin gefallen.“ „Der Kamin ist auch ein Teil von unserer Erde ... Das ist aber nicht so wichtig. Auf der Erde sind vor allem die Menschen wichtig. Willst du die Menschen

sehen?“ „Sind sie etwa nicht so wie du?“ „Sie sind vielleicht noch besser.“ „Dann möchte ich sie sehen“, sagte das junge Sternchen und sie gingen zu zweit raus. Das Sternchen fand die Menschen nett und freundlich, aber ein wenig sonderbar. Sie baten den Schornsteinfeger um etwas Gutes, was er unbedingt für sie machen sollte. Und einige Menschen hatten sogar zur Erinnerung seine glänzenden Kupferknöpfe abgerissen. Am Ende des Spaziergangs war nur noch ein Knopf an seinem Rock. Vielleicht waren seine Augen deshalb so traurig und das selbst dann, wenn er den Passanten zulächelte. Am Abend brachte der Schornsteinfeger das Sternchen zu sich nach Hause und machte es mit seiner Mutter und seiner jüngeren Schwester bekannt. Lange saßen sie auf der Terrasse, tranken Tee und unterhielten sich. Die Nacht brach herein und damit wurde es Zeit, sich zu verabschieden. „Wie kommst du denn wieder in den Himmel?“, fragte der Schornsteinfeger traurig. „Ich kenne einen Zauberspruch. Und jetzt muss ich weg.“ Der junge Mann hielt bebend das Sternchen bei den Händen und wiederholte den Zauberspruch: „Flieg, Sternchen, flieg hoch! Flieg zum Himmel und schenke allen helles Licht!“ Das Sternchen war schon dabei aufzufliegen, als sich der Schornsteinfeger an seinen letzten Knopf erinnerte. Er riss ihn ab und legte ihn in die Hand des himmlischen Mädchens. Zur Erinnerung an das Treffen sozusagen. Seitdem sind viele Jahre vergangen. Der Schornsteinfeger ist inzwischen alt geworden. Sein Sternchen sucht er aber nach wie vor am nächtlichen Himmel. Und sogar am Tage blickt er in Schornsteine wie in Fernrohre hinein.

Der Bauer und sein treues Pferd

Sein ganzes Leben hatte ein Bauer hart gearbeitet. Von früh bis spät plagte er sich ab und lebte trotzdem von der Hand in den Mund. Er hatte eine große, an Kindern reiche Familie. Eines Tages fuhr nun der Bauer in den Wald, um sich mit Holz zu versorgen. Er hackte Holz, stapelte es auf seinen Schlitten und wollte schon losfahren. Aber plötzlich schwankte sein treues Pferd, wieherte wehleidig und stürzte zu Boden. „Was ist los, mein liebes Pferd?“, fragte der Bauer erschrocken, „habe ich dich etwa so gejagt? Ich bin doch ein Dummkopf!“ „Mach dir keinen Vorwurf, mein Herr“, sagte das Pferd, „es scheint so, dass meine Zeit gekommen ist“. „Was werde ich denn jetzt machen?“, fragte der Bauer und wischte sich die Tränen aus den Augen. „Du bist doch unser einziger Ernährer. Im Frühling muss ich die Erde pflügen, im Sommer die Ernte einbringen und im Herbst die Wiesen mähen. Und außer dem allen gibt es noch so viel zu tun! Allein werde ich die Arbeit niemals bewältigen. Ohne dich geht es ja gar nicht.“ „Mein

Herr“, sagte das Pferd, „mir sind deine Sorgen wohl bekannt. Seit Jahren haben wir zusammen gearbeitet. Und sogar ich, ein Pferd, war völlig erschöpft, und du, ein schwacher Mensch, warst immer munter. Du konntest es nicht lassen, vor dich hin zu singen, obwohl dir schwer ums Herz war. Es tut mir wirklich leid um dich, deine schöne Frau und deine Kinder. Deswegen erzähle ich dir das Geheimnis, wie du dich der Not entreißen kannst.“ Der Bauer hörte seinem Pferd zu, umarmte dessen Kopf dabei und weinte bittere Tränen. Es schien ihm alles wie in einem furchtbaren Traum, der bald zu Ende geht. „Jetzt pass auf“, sagte das Pferd, „wenn ich sterbe, so begrabe mich hier und merke dir diesen Platz gut, denn du sollst genau in einem Jahr wiederkommen, um mich auszugraben“. „Ich möchte dich weder begraben noch ausgraben“, erwiderte der Bauer, „ich spanne dich jetzt aus dem Schlitten aus, und wir traben Schritt für Schritt nach Hause. Ich werde dich gesund pflegen, mein liebes Pferd! Und solange du noch nicht wieder gesund bist, lebst du in meinem Haus.“ „Danke für deine Güte, mein Herr. Mache aber doch, was ich dir sage. Nach meinem Tod nimm die Hufeisen ab, lege sie auf den Erdboden, verwechsele aber nicht dabei die vorderen mit den hinteren Hufeisen und sprich: „Hufeisen, Hufeisen, arbeitet für das Pferd und helft mir, mich der Not zu entreißen. Los!“ „Wie ist das möglich, dass Hufeisen ohne Pferd den Schlitten ziehen?“, fragte der Bauer erstaunt. „Bald wirst du es selbst sehen. Wenn die Zeit kommt, die Erde zu pflügen, dann gehe zum Schmied und lass ihn einen Pflug aus den Hufeisen anfertigen, im Sommer dann eine Sichel, im Herbst eine Sense und im Winter eine Schaufel. Mit dieser Schaufel grabe mich in einem Jahr aus“, sprach das Pferd und verstarb. Der Bauer konnte immer noch nicht glauben, dass sein Pferd nicht mehr da ist, er kniete vor dessen leblosem Körper und verabschiedete sich von ihm wie von einem guten Freund. Dann machte er alles, was das Pferd gesagt hatte: er nahm also die Hufeisen ab, deckte das Pferd mit einer Pferdedecke zu und begrub es im Wald. Bald wurde es dunkel. Die Wölfe fingen an zu heulen und schlichen sich immer näher und näher an den Bauern heran. Ein Wolf sprang sogar in den Schlitten, aber der Bauer jagte ihn mit einem großen Holzscheit weg. „Ist etwa meine Zeit auch gekommen?!“, flüsterte er. „Mein Tod wird grausam sein. Die Wölfe werden mich in Stücke reißen. Ach, mit dem Pferd hätte ich den Wald blitzschnell verlassen!“ Zum Glück erinnerte er sich dann an die letzten Worte seines Pferdes. Er legte also die Hufeisen auf den Boden, setzte sich in den Schlitten und sprach: „Hufeisen, Hufeisen, arbeitet für das Pferd und helft mir, mich der Not zu entreißen. Los!“ Der Schlitten bewegte sich nicht, gerade so als ob der Bauer nichts gesagt hätte. Die Wölfe jagten um ihn herum. Und jeden Augenblick konnten sie sich auf ihn werfen. Da begriff er, dass er die vorderen Hufeisen mit den hinteren verwechselt hatte. Nun legte er sie um, setzte sich schnell in den Schlitten und sprach wieder die Zauberworte aus. Und der Schlitten schoss so schnell wie von einer ganzen

Pferdeherde gezogen von dannen. Die Wölfe rannten hinterher, um den Bauern einzuholen. Da hatten sie sich aber verrechnet! In Windeseile kam der Bauer zu Hause an und fuhr durch das offene Tor. Er stand erstarrt wie ein Pfahl da, nicht imstande, auch nur ein Wort zu sagen, um so mehr seiner Familie zu erklären, was geschehen war. Als seine Frau und die Kinder aber erfuhren, was mit dem Pferd passiert war, brachen sie in Tränen aus und vergossen Tränen bis zum nächsten Morgen. Um seine Familie wenigstens etwas aufzumuntern, entschied sich der Bauer, ihnen ein Wunder zu zeigen. Er legte also die Hufeisen auf den Fußboden, setzte sich behäbig in den Schlitten und sprach leise die Zauberworte aus ... und der Schlitten zog von allein los. Seine Frau und die Kinder schauten zu, alle Nachbarn versammelten sich auf dem Hof, alle sperrten den Mund auf und trauten ihren Augen nicht: Der Bauer fuhr mit dem Schlitten ohne Pferd erst über den Hof, dann durch die Straße und danach verschwand er in der Ferne. Die Kunde über den Bauern, der ohne Pferd fuhr, verbreitete sich überall mit Windeseile. Sogar fremde Gesandte besuchten häufig den Bauern, um ihn nach diesem Wunder zu befragen. Sie boten viel Geld für Hufeisen und Schlitten an. Der Bauer blieb aber stumm wie ein Fisch und lachte sich nur in seinen Bart hinein. Bald kam der Frühling. Der Bauer ging also zum Schmied und bat ihn, einen Pflug aus den Hufeisen zu machen. Der Schmied verrichtete zügig seine Arbeit. Der Bauer zahlte ihm gut und ging aufs Feld. Da steckte er den Pflug in die Erde und sagte: „Pflug, Pflug! Arbeite für das Pferd und hilf mir, mich der Not zu entreißen. Los!“ Der Bauer wollte sich erst selbst einspannen, um zu zeigen, wie man richtig pflügt. Das war aber gar nicht nötig, da der Pflug seine Sache verstand und dann vom Morgen bis zum späten Abend unaufhörlich arbeitete. An einem Tag erledigte der Pflug so viel Arbeit, wie der Bauer und das Pferd sonst in zwei Wochen geschafft hatten. Schneller als die anderen bestellte der Bauer sein Feld mit Weizen. Und da er nicht gewohnt war, herumzulungern, kam er zu jedem, der mit seinem Acker Schwierigkeiten hatte, zu Hilfe. Tag für Tag war der Bauer ganz bei der Arbeit. Und dann begann der Sommer. Der Bauer kam wieder zum Schmied. Und diesmal machte dieser eine Sichel für ihn. Dann ging der Bauer auf sein Feld. Als er ankam, sagte er zu der Sichel: „Sichel, Sichel! Arbeite für das Pferd und hilf mir, mich der Not zu entreißen. Los!“ Die Sichel ließ nicht lange auf sich warten und machte sich sofort an die Arbeit. Die Sichel erntete den Weizen selbst und der Bauer, seine Frau und seine Kinder banden die vollen Ähren in Garben und legten sie in Schober. So ging die Arbeit flott von der Hand. Es war eine wahre Freude. Die Arbeit war noch vor Sonnenuntergang erledigt und trotz der Müdigkeit waren alle frohen Mutes und gedachten des Pferdes im Guten. Die Ernte war so ergiebig wie noch nie. Der Bauer und seine Familie brauchten sich jetzt keine Sorgen zu machen, da es Getreide in Hülle und Fülle gab, und das nicht nur für ihre Familie, sondern auch für die Nachbarn, wenn sie es nötig hatten. Im

Herbst fertigte der Schmied aus der Sichel eine scharfe Sense. Der Bauer ging also auf die Wiese und sagte: „Sense, Sense! Arbeite für das Pferd und hilf mir, mich der Not zu entreißen. Los!“ Und die Sense mähte so viel ab, dass das Heu für das große und kleine Vieh auch für die nächsten drei Jahre gereicht hätte. Und nun lebte der Bauer in Wohlstand. Und trotzdem hatte er das ganze Jahr alle Hände voll zu tun. Arbeit am Haus war immer da: hier musste er den Zaun reparieren und da das Dach flicken ... Sogar im Winter gab es etwas zu tun. Der Hof war so zugeschneit, dass man tagelang den Schnee wegschaufeln musste. Bald ging der Bauer wieder zum Schmied, um aus der Sense eine Schaufel machen zu lassen. Von der Schmiede ging er dann direkt in den Wald, wie er seinem treuen Pferd vor einem Jahr versprochen. Mit Mühe fand er den Platz, wo er das Pferd begraben hatte. Da stand der Bauer nun und zögerte mit dem Graben. Etwas später richtete er sich auf und fing an. Er grub lange Zeit und konnte nichts finden. Der Bauer dachte schon, dass er sich im Platz des Grabes geirrt hatte, als er auf einmal merkte, wie seine Schaufel an etwas Hartes stieß. Der Bauer grub weiter und nun sah er eine Eisentruhe mit einem Vorhängeschloss. Der Bauer hob die Truhe vorsichtig aus dem Grab, legte sie auf die Erde, riss mit der Schaufel das Vorhängeschloss auf, machte den Deckel auf und ... stöhnte. Noch nie im Leben hatte er so einen Schatz gesehen. Die Truhe war voll gefüllt mit goldenen Münzen. Der Bauer nahm also die Truhe mit und machte sich auf den Weg nach Hause. So ging er und dachte bei sich: „Warum riet mir denn Orlik nicht, den Schatz sofort zu heben? Dann hätte ich weder die Erde gepflügt noch Weizen gesät noch Heu gemäht.“ Dann schlug er sich vor die Stirn und rief: „Wie kann ich denn diesen Schatz überhaupt mit meinem erreichten Wohlstand vergleichen?“ Als der Bauer zu Hause ankam, wartete da schon der Zar mit seinem Gefolge auf ihn. „Bist du derjenige, der sich in nur einem Jahr aus der Not losgerissen hat?“, fragte der Zar mit zugekniffenen Augen. „Je nach dem, Euer Majestät“, sagte der Bauer, „aber bevor ich auf Eure Frage antworte, löst bitte ein Rätsel!“ „Gib es mal auf, Bauer! Dann siehst du, wie klug ich bin.“ „Im Frühling rennt ein grauer Hase über das Feld und im Winter läuft schon ein weißer Hase darüber. Sagt, Eure Majestät, wie viele Hasen sind das insgesamt?“ „Einen Zarenverstand stellt man nicht mit einem Bauerverstand auf eine Stufe“, antwortete der Zar, „Du bist dumm, wie ich sehe. Zwei Hasen! Das ist doch klar! Und jetzt sprich dein Geheimnis deinem Zar ins Ohr. Und ich belohne dich großzügig.“ „Die Freigebigkeit des Zaren werde ich sowieso noch bedauern müssen. Das Rätsel, Euer Majestät, habt Ihr wohl nicht erraten.“ „Das ist doch unmöglich!“, rief der Zar. „Waren es etwa drei Hasen? Wie viele Hasen rannten denn über das Feld?“, fragte er sein Gefolge. Die einen sagten, dass es zwei Hasen waren, die anderen sprachen von dreien. Und am Ende einigten sie sich über vier Hasen. „Und wie viele Hasen waren es deiner Meinung nach?“, fragte der Zar den Bauer. „Einer. Es war ein Hase“, sagte der

Bauer. „Wie denn ein Hase?“, staunte der Zar, „du hast doch selbst von zwei Hasen gesprochen“. „Bedenken Sie doch, Eure Majestät! Ein Hase ist doch nur im Winter weiß und im Frühling ist der Hase schon grau. Also ging es um ein und denselben Hasen.“ „Ich habe von deinen Scherzen gehört“, sagte der Zar, „vor kurzem haben sich die fremden Gesandten übrigens bei mir über dich beschwert, dass du sie nicht achtetest. Und jetzt lüfte mir dein Geheimnis. Keine Umschweife! Sonst bezahlst du mit deinem Kopf!“ „Ich habe mir schon selbst den Kopf zerbrochen“, sagte der Bauer, „ich hatte ein Pferd und leider starb es und da ich sein einziger Freund war, hinterließ es mir seine Erbschaft.“ „Mach keine Scherze, du Bauer!“, rief der Zar, „Wie kann ein Pferd eine Erbschaft hinterlassen? Das ist eine faustdicke Lüge!“ „Vielleicht habe ich jemanden überlistet und mich über fremde Gesandte lustig gemacht, aber nie im Leben habe ich jemanden belogen. Hier ist die Erbschaft, die mir mein Pferd hinterlassen hat“, sagte der Bauer und legte dem Zar die Truhe zu Füßen. Als der Zar den Schatz sah, wäre er fast von der Bank gefallen. Seine Krone rutschte erst auf die Seite und rollte dann über den Holzboden. Sein Gefolge warf sich zu Boden, um die Krone aufzuheben und schlug gegenseitig dabei die Köpfe ein. Der Bauer hob die Krone auf, drehte sie in den Händen und gab sie dem Zaren. „Wahrscheinlich bist du kein Bauer, sondern ein echter Räuber“, sagte der Zar und setzte sich die Krone mit zitternden Händen auf. „Wie ist das möglich, dass ein Bauer reicher als ein Zar ist?“ Der Bauer zögerte mit der Antwort und schaute mitleidig auf den Zaren und sein Gefolge. „Ich denke einfach“, sagte der Bauer, „wer von früh bis spät hart arbeitet, der hat das Recht, in Wohlstand zu leben. Wer aber leichtsinnig fremden Schatz begehrt, sitzt nicht mehr lange auf seinem Thron“. Der Zar verstand also, dass der Bauer seine Gedanken erriet, aber er zögerte dennoch wegzugehen, da er trotz alledem den klugen Worten dieses einfachen Mannes zuhören wollte. „Mein Pferd war doch sehr klug“, sprach der Bauer weiter, „nicht zu Unrecht meinte Orlik, dass nur derjenige sein Glück findet, der fleißig arbeitet und nicht derjenige, der auf puren Zufall vertraut und die Arbeit vernachlässigt.“ „Orlik, Orlik“, stöhnte der Bauer, „deine Lehre ist doch jeden Schatz wert! Ich würde jetzt alles geben, um dich wieder zu sehen ...“ Und sobald er diese Wörter ausgesprochen hatte, hörte er das laute Getrappel der Hufe und dann das fröhliche Gewieher des Pferdes. „Ist mein Orlik etwa zurückgekommen?“, fragte sich der Bauer und wollte aus dem Haus hinauslaufen, aber der Zar und sein Gefolge stürzten schon los. Als er endlich auf dem Hof war, sah er, dass seine Kinder das Pferd umarmten und küssten. Der Zar wollte dieses kluge Pferd gern für sich haben, als er aber den Bauern anschaute und die Tränen in seinen Augen sah, verstand er, dass der Bauer seinen Orlik nicht mal für eine goldene Krone abgibt.

Auf Suche nach der Begeisterung

Ein alter Kutscher saß auf seinem Bock, langweilte sich und wartete auf seinen letzten Fahrgast. Die Laternen brannten schwach und beleuchteten die alte Stadt nur so einigermaßen. Der Mond zog am Himmel auf. Sein helles Licht spiegelte sich auf dem Kopfsteinpflaster der Straßen wider. Dem Kutscher blieb nichts anderes übrig, als nach Hause zu fahren. Plötzlich tauchte aus der Dunkelheit ein Mann auf. Er lief schnell über die leere Straße und begab sich geradewegs zur Kutsche. Der Unbekannte setzte sich ohne zu fragen in die Kutsche, klopfte dem Alten auf die Schulter und sagte müde: „Los!“ Der Kutscher fuhr los, drehte sich zum Herrn um und fragte lächelnd: „Wohin soll ich fahren?“ „Zum Schwanensee.“ Der Kutscher hielt die Zügel straff und das Pferd an. „Ich fahre nicht zum dunklen Wald. Und zum Schwanensee schon gar nicht.“ „Warum denn nicht?“ „Das wissen Sie doch! Zu dieser Zeit hat ein ehrlicher Mensch dort nichts zu suchen. Und jetzt steigen Sie aus!“ „Ich zahle Ihnen gut.“ „Ich werde mein Leben selbst für drei Goldstücke nicht riskieren! Ich bin nicht so dumm, das zu tun.“ „Ich habe nur zwei Goldstücke“, sagte der Unbekannte und zählte sein Geld. „Um so mehr fahre ich nicht.“ „Schade“, sagte der Fahrgast nur und stieg aus. „Na gut“, überlegte sich der Kutscher es anders, „Sie zahlen dann aber im Voraus. Ich möchte Ihnen noch sagen, dass meine Kutsche und das alte Pferd zusammen keine zwei Goldstücke wert sind. Ich habe Sie also vorgewarnt.“ „Vielen Dank! Das werde ich nicht vergessen!“ Der Unbekannte umarmte den Kutscher sogar. „Das war doch gar nicht nötig“, brummte der alte Mann. „Zahlen Sie besser für die Fahrt!“ Der Kutscher trieb also sein Pferd zum dunklen Wald an. Die Münzen lagen in seiner Tasche, was ihn ruhig und zufrieden machte. Unterwegs erzählte der Kutscher viel von sich. „Was machen Sie eigentlich?“, fragte er seinen Fahrgast. „Ich schreibe Musik.“ „Und weshalb fahren wir zum Schwanensee? Zum Pilze sammeln ist es schon zu spät und für die Jagd noch zu früh.“ „Ich bin auf der Suche nach Begeisterung“, antwortete der Fahrgast nachdenklich. „Na so was! Auf der Suche nach Begeisterung ... Vielleicht finden wir ja...“ Die ganze nächste Woche erzählte der alte Kutscher von seinem nächtlichen Gast, den er so gut ausgetrickst hatte. Das ist doch keine Kleinigkeit – zwei Goldstücke! Beim Erzählen übertrieb er so sehr, dass seine Zuhörer sicher waren, dass der Teufel selbst in der Kutsche saß. Nach drei Monaten kam ein Junge zur Kutsche und gab ihm einen offenen Umschlag. Der alte Mann drehte den Umschlag in seinen Händen hin und her und gab ihn dem jungen Briefträger dann wieder zurück. Er wurde bestimmt mit einer anderen Person verwechselt. Nach und nach stellte sich aber heraus, dass sich der seltsame Fahrgast wieder gemeldet hatte. Zwei Karten für ein Sinfoniekonzert waren sein Geschenk. Seine Kumpel betrachteten ihn mit neidischen Blicken. Er gab dem Jungen ein paar

kupferne Heller. „So was! Er hat mich nicht vergessen!“, sagte der alte Kutscher später, als er sich vor dem großen Spiegel fertig machte. Er stand da in seinem besten Ausgehanzug. „Dich Alte hat er auch eingeladen! Vergiss nicht, Deine Perlenkette anzulegen!“ „Perlenkette?“, brummte seine Frau, „Ich habe nur Glasperlen.“ „Macht nichts, das merkt doch niemand. Wir werden in der ersten Reihe sitzen, wie die Herrschaften auch! Und die tragen nur echten Schmuck.“ Der Kutscher musterte seine herausgeputzte Frau von oben bis unten und war mit ihrem Aussehen zufrieden. „Wie eine Baroness“, meinte er. Zu Hause nach dem Konzert war der alte Mann einsilbig, seine Frau dagegen redete wie aufgezoogen. Sie wollte herausbekommen, ob er unter den gut gekleideten Herrschaften seinen Fahrgast erkannt hatte. „Ich habe dir schon tausend Mal gesagt: Es war dunkel. Und er ist ein ganz normaler Mensch. Nichts Besonderes. Sag Du doch lieber, ob Dir das Konzert gefallen hat.“ „Die Musik war zu laut“, sagte die ungebildete Frau ehrlich, „ich bin fast taub geworden.“ „Hast du etwa nicht gehört, wie im ersten Akt die Schellen getönt haben? Genauso wie das Getrappel der Hufe meines Pferdes. Und am Anfang des zweiten Aktes hat die Trommel so beunruhigend geschlagen! Ich hatte das Gefühl, als ob ich wieder mit dem Komponisten im Wald wäre. Ja, hätte ich damals keine Laterne mitgenommen, so wäre unser Komponist verschwunden und die heutige Premiere erst gar nicht gewesen. Damit gehört im Grunde genommen die Hälfte seines Erfolges mir, dem Kutscher!“ „Dein Fahrgast hat vielleicht Geld wie Heu!“, dachte die Frau an etwas ganz Anderes. Der Alte hörte sie aber nicht: „Und wie im letzten Akt die Waldhörner gespielt haben! Und die Geigen! Weißt du was? Es schien mir wirklich, als ob ich am Schwanensee diese königlichen Vögel gesehen hätte. Verwunderlich ist das alles. Wir haben doch in Wirklichkeit keine Schwäne gesehen. Die sind auch nie da gewesen. Wie konnte er nur solche Schönheit erahnen? Oder hat er vielleicht mit dem Herzen gefühlt?“ „Geh du mal besser schlafen!“, sagte die Frau, die sich bei der schlimmen Vorahnung unwohl fühlte. „Es ist schon zu spät.“ Der alte Kutscher schloss die Augen und konnte kaum seine Tränen unterdrücken. „Ich bin ein so niederer Mensch“, konnte sich der Alte nicht beruhigen, „der Mann ist auf der Suche nach Begeisterung gewesen, und ich habe drei Goldstücke von ihm verlangt! Ich habe gedacht, er geht nicht darauf ein ...“ „Hättest du besser weniger Geld genommen!“ „Still, Alte!“, schrie der Kutscher seine Frau zum ersten Mal im Leben an, „Ich habe ihm alles bis auf den letzten Groschen weggenommen. Dieser Mensch hat mir ein anderes Leben gezeigt, und ich habe mich wie ein Straßenräuber benommen!“ Die ganze Nacht konnte der Kutscher nicht schlafen. Seine Frau betete und versteckte dreimal sicherheitshalber das Geld an einem neuen Platz. „Zwei Karten fürs Konzert hat er mir noch geschenkt!“, warf er sich vor, „Mir, dem schlechtesten Menschen auf Erden!“ Seitdem hat sich nichts in seinem Leben geändert. Er stand mit seiner Kutsche wie

früher am alten Platz und wartete bis zur Nacht auf seinen letzten Fahrgast. Jetzt aber würde er ihn umsonst fahren. Ihn oder jeden anderen, der sagen würde: „Lass uns fahren auf der Suche nach Begeisterung!“

Über die Frage, wer im Orchester die Hauptrolle spielt

Eines schönen Tages versammelten sich alle Musikinstrumente, um zu entscheiden, wer bei ihnen im Orchester die Hauptrolle spielt. „Zweifelsohne bin ich das allerwichtigste Instrument“, sagte die massige Orgel. „Dem Ausmaß nach zu urteilen, wohl“, stimmte das Englische Horn ironisch zu, „aber der Tonart nach bin ich das allerwichtigste“. „Ich bin aber das allerlauteste und demzufolge bin ich das beste“, sagte die Trommel und fing an, einen Parademarsch zu trommeln. „Nein, so etwas!“, regte sich die Flöte auf, „keines von den Schlaginstrumenten ist von solch außerordentlicher Bedeutung. Und solange ich lebe, wird dies auch so bleiben.“ „Warum denn?“, klirrten die Becken. „Klar, die Trommel kann nicht unter den Besten sein, wir aber! Außerdem sind wir zu zweit“. „Ihr könntet auch zweiundzwanzig sein“, ließ sich der Kontrabass in den Streit ein, „doch kann keiner den Bogen mit solcher Meisterschaft führen wie ich“. „Erlauben Sie mal! Und so was sagen Sie in meiner Gegenwart?“, rief die Bratsche. „Sie sollten sich was schämen! Ich bin doch die Königin aller Streichinstrumente.“ „Alle echten Könige bevorzugten aber immer mich“, sagte das Cembalo stolz. „Das ist jedem bekannt und ich bin stolz auf meine Kunstkenner. Die blaublütigen, wohlbemerkt. Also wäre es genau richtig, wenn ich euer Oberster werde.“ „Dafür kriegst du noch was auf die Mütze!“, schimpfte das Tamburin und die Rassel nickte ihm Beifall. „Was kann man von Schlaginstrumenten schon erwarten? Wenn etwas nicht nach ihrem Geschmack ist, dann drohen sie allen“, warf das Klavier ein und fing ebenfalls an, Anspruch auf Vorrang zu erheben. „Das ist nicht wahr!“, empörten sich die Schellen, „keiner kann so klingen, wie wir es tun. Nicht umsonst nennt man uns die silbernen Stimmen. Wir also sind die wichtigsten und der Streit ist damit geklärt.“ Aber da blies die Trompete: „Schämt euch! Seit Jahren diene ich treu der Tonkunst. Ich habe es verdient, endlich mal gelobt zu werden. Ich bin also das Beste von allen Instrumenten.“ Und da die Musikinstrumente zu keiner Übereinstimmung gelangten, ging der laute Streit bald in eine Schlägerei über. Das Fagott schlug sich mit dem Xylophon, die Oboe mit der Pauke und die Harfe mit der Posaune. Keiner stand dabei abseits und blieb ohne blaue Flecken und Kratzer. Nun aber kam der Taktstock herbei und besah sich alles streng. Ungeduldig schlug er mehrmals auf das Dirigentenpult und alle Musikinstrumente blieben wie angewurzelt stehen. Der Taktstock schwang nach oben und alle fingen an zu spielen und zwar so, wie er es wünschte. Damit war der Streit zugunsten des

Taktstockes beigelegt. Ist der Taktstock etwa kein Musikinstrument? Alle, die sich stritten, gaben doch seinen Vorrang vorbehaltlos zu!

Der König der Heilkunst

Es war einmal eine Prinzessin, die einen schweren Charakter und einen überheblichen Stolz hatte. Sie wollte nicht sticken, tanzen lernen oder sich umkleiden. Am besten fand sie reiten und Bogenschießen wie die anderen jungen Mädchen im Königreich. Die Prinzessin war klug und gut gebildet. Ihre scharfe Zunge aber brachte viele zur Weißglut. Trotz ihrer vollkommenen Schönheit wollte aber nicht jeder die widerspenstige Prinzessin zur Frau haben. In diesem Königreich lebte auch ein junger begabter Arzt. Und da der König viel Gutes von ihm gehört hatte, machte er ihn zu seinem Hofarzt. Nun kam der junge Arzt zum ersten Mal zum König. Und schon wurde er von der Prinzessin ausgelacht. Sie gab ihm sofort den Spitznamen „Gelehrter Uhu“. Der junge Mann reagierte aber nicht und beschloss für sich, ihr möglichst wenig unter die Augen zu treten. Er gab sich ganz seiner Arbeit hin. Von überall her kamen die Kranken zu ihm, die er erfolgreich behandelte. Von dem jungen Arzt wurde immer öfter gesprochen und die Prinzessin dachte immer wieder an ihn. Sie benutzte jede beliebige Möglichkeit, um „den gelehrten Uhu“ noch einmal zu sehen. Aber der Arzt mied sie. Die Prinzessin eroberte schon seit langem sein Herz und er hätte keinen einzigen Spott von ihrer Seite ertragen können. Nach einiger Zeit merkten alle, dass die Prinzessin abgemagert war. Sie fühlte sich immer schlechter, bis sie bettlägerig wurde. Der König ließ den Arzt kommen und überschüttete ihn mit Vorwürfen wegen ihres Gesundheitszustandes. Der ahnungslose junge Askulap zeigte seine Ratlosigkeit und beteuerte, dass ihm nichts über die Krankheit der Prinzessin bekannt sei. Ohne einen Augenblick zu zögern, nahm er seine Arbeit auf. Der Arzt fand aber weder Fieber, noch starkes Herzklopfen, noch irgendwelche Schmerzen heraus. Zum ersten Mal in seiner ärztlichen Praxis konnte er keine Diagnose stellen. Er besuchte die Prinzessin jeden Tag und ihr Zustand verschlimmerte sich immer weiter. Der junge Arzt war außer sich vor Aussichtslosigkeit und konnte weder essen, noch schlafen. Er las alte Bücher, beriet sich mit anderen Ärzten. Alles war umsonst. Es gab keine Anzeichen einer unerforschten Krankheit. Der König war schon offen böse auf den Arzt und drohte ihm mit Rache, wenn er die Prinzessin nicht rettet. In der Nacht war der Prinzessin so schlecht ergangen, dass alle die Hoffnung verloren, sie lebendig zu sehen. Der niedergeschlagene Arzt ging keinen Schritt von der Seite der Kranken. Er verstand, dass er nicht in der Lage war, sie zu retten. „Wie konnte das

nur passieren?“, sprach er aus und kniete vor ihrem Bett. „Ich habe so viele Leben gerettet, und der Liebsten kann ich nicht helfen!“ Die Prinzessin machte plötzlich die Augen auf und bat ihn, die gleichen Worte noch einmal zu sagen. Der Arzt freute sich so riesig, dass sie zu sich gekommen war, dass er sich an kein Wort erinnern konnte. Und da die Prinzessin sich wieder schlecht fühlte, entschied er, ihr sein Herz auszuschütten. Er erzählte rührend von seiner geheimen Liebe. Ein großer Stein fiel der Prinzessin vom Herzen. Sie fühlte sich sofort besser und fragte nach einem Glas Wasser. Nach einem Schluck errötete sie und war schon imstande, sich auf das Bett zu setzen. Am nächsten Tag begann sie zu gehen. Eine Woche später jagte sie schon im königlichen Wald. Der König wollte den Arzt großzügig für seine unübertroffene Heilkunst belohnen. Der junge Mann lehnte aber ab, da er den wirklichen Grund der Krankheit der Prinzessin weder verstehen, noch erklären konnte. Der König war bestürzt. Er ließ seine Tochter in den Palast kommen und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Die Prinzessin schwieg aber nur und seufzte. Der König erschrak, da er befürchtete, dass die unerklärliche Krankheit wieder heranrückt. Aus seiner Sicht trug nur der Arzt die ganze Schuld. Der König entschied also, ihn hinzurichten. „Dann können Sie mich auch hinrichten lassen, mein König und lieber Vater“, sagte die Prinzessin mutig, „da ich ohne den Arzt sowieso nicht mehr lange leben werde.“ „Nein so was!“, lächelte der weise König. „Jetzt weiß ich, wie diese Krankheit heißt und wie man sie behandeln kann. Wahre Liebe wird ja nur durch Trauung „geheilt“, sagte der König öffentlich und segnete seine Tochter und den jungen Arzt. Und so wurde die Tochter des weisen Königs zur Ehefrau des Königs der Heilkunde.

Die Tränen Gottes

„Weißt du, was Sterne sind?“, fragte mich einmal mein Großvater. „Ja, selbstverständlich“, sagte ich stolz, „das sind ...“ „Hör mal!“, unterbrach mich der Großvater, „und warte mit deiner Antwort ab, mein kluger Enkel. Es ist nicht alles so einfach, wie du denkst. Sterne sind ja in Wirklichkeit Gottes Tränen.“ „Dann ist Er eine richtige Heulliese“, lächelte ich boshaft. „Nein, mein Lieber. Er ist nicht imstande, sein Herzeleid zu verstecken, wenn Menschen ungerecht miteinander sind. Deswegen gibt es so viele Sterne.“ Der Großvater deckte mich mit der Decke zu, küsste mich und wünschte mir eine gute Nacht. Er wollte schon die Tür hinter sich schließen, als ich zu ihm sagte: „Weißt du was? Ich mache das nicht mehr...“ „Was machst du nicht mehr?“ fragte mein Großvater, der gute Märchenerzähler. „Ich werde Gott nicht mehr ärgern.“

Dich übrigens auch nicht“, sagte ich. „Dann lass uns dabei bleiben“, seufzte mein Großvater, der heute von mir genug abbekommen hatte, „und schlafe nun und träume etwas Schönes! Möge es sei auf der Welt eine Träne weniger geben.“

Das Reisigbündel

Einstmals ging ein Mann an einem eiskalten Wintertag in die Stadt, um ein großes Reisigbündel zu verkaufen. Schon als er in die Stadt kam, war seine Ware sehr gefragt. Viele wollten sein Bündel kaufen. Der Mann beschloss aber, nichts zu überstürzen, um sich mit dem Verkauf nicht zu vertun. 'Ich gehe lieber noch zum Markt. Dort werde ich sicherlich mehr bekommen', dachte er, 'mich interessiert, ob jemand für das Reisigbündel mehr bezahlt.' Vom Hügel aus war das Stadtzentrum mit den Ziegeldächern gut zu sehen. Er kam den gefrorenen Weg hinunter, während er im Kopf über seinen baldigen Gewinn spekulierte. Es brach aber plötzlich solch ein Schneesturm aus, dass weiter als zwei Schritte nichts mehr zu sehen war. Der Mann ging also durch die einsamen Straßen und fand niemanden, der sein Reisig kaufte. „Mein Geld ist flöten“, sagte er und wälzte die Schuld auf das Unwetter ab. „Im Frühling werde ich mein Bündel bestimmt verkaufen.“ Als er diese Worte aussprach, sah die Sonne hinter den Wolken hervor, der Schnee taute und die Vögel fingen an zu singen. Der Frühling kam. Trotzdem wollte keiner seine Ware kaufen. Vom Flussoberlauf wurde viel Holz ans Ufer gespült und jeder Stadtbewohner versorgte sich nun damit. Der verzweifelte Mann flehte wieder zum Himmel und bat, dass es Sommer wird. Und da geschah das Gewünschte. Die sommerlichen Tage waren aber so warm und die Nächte so hell, dass sich wieder niemand für seine Ware interessierte. Alle Wünsche gingen also in Erfüllung. Nur sein Reisigbündel blieb wie früher auf seinem Rücken. „Im Herbst werde ich das Bündel reißend verkaufen“, träumte der Mann weiter. „Bei dem regnerischen Wetter wird keiner an der Wärme sparen.“ Von dem strömenden Regen wurde das Reisigbündel aber nur nass und schwer. „Es sieht so danach aus, als ob die Leute das Reisig wirklich nur im Winter brauchen“, meinte der Mann und fand sich plötzlich an demselben Platz wieder, wo er sein Bündel zum ersten Mal verkaufen wollte. Aber auch jetzt fand er keinen Käufer. Ihm blieb nichts anderes übrig, als mit seiner schweren Last nach Hause zu gehen. Nach langem Tragen wurde sein Reisigbündel so klein, dass der Mann noch nicht mal mehr sein Haus beheizen konnte. Er saß also neben dem kalten Ofen und ließ den Kopf hängen. Hätte er das Reisig gleich beim ersten Mal verkauft, so hätte er Geld gehabt und ihm wäre jetzt warm gewesen. Die ganze Schuld lag nur an seiner Gier.

Zwei Einsame

Menschen treffen sich an Kreuzungen. Nach einem Blick, einem Lächeln oder einem Händedruck trennt man sich wieder. Vielleicht für immer. Eines Tages trafen sich aber zwei Einsame für einen kurzen gemeinsamen Tag. Der Alte war aufgrund seines schwierigen Charakters und seines unbändigen Temperaments einsam. Der kleine Junge aber, weil er Waise war. So gingen sie also schweigend Hand in Hand. Es ging schon auf den Winter zu und schneite. Der Junge war erkältet, hustete und der starke Wind fegte seinen Husten mit sich. Sie mussten eine Bleibe finden. Das Feld ging bis zum Horizont und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als in einem Heuschober zu übernachten. Der Alte warf das Heu auseinander und machte Platz für die beiden. Der kleine Junge wusste nicht, wie er den Mann nennen sollte: Ob Opa oder Onkel. Deswegen vielleicht kam so etwas Kindisches wie „Opkel“ heraus. „Opkel“, sagte der kleine Junge, „mir ist kalt.“ „Gleich wird dir warm, du Kleiner. Der Hagebuttentee bringt dich schnell auf die Beine. Fürs Erste ziehe aber meinen Mantel an und setze meinen Hut auf!“ „Danke! Und du?“ „Mache dir keine Sorgen um mich“, sagte der Alte lächelnd und zog dem Kleinen seinen Mantel an, „mit mir kann ja nichts Schlimmes passieren, weil schon alles passiert ist.“ „Erzähle mir von dir!“, schaute der kleine Junge den Alten mit geschwollenen Augen an. „Nicht jetzt. Ich mache erst Feuer und gebe dir Tee zu trinken. Und vielleicht dann ...“ Es war schwer, sich vorzustellen, dass sich die beiden zufällig getroffen hatten. Sie waren ja so verschieden: der eine war schon an der Neige seines Lebens, der andere aber noch am Anfang seines Lebensweges. „Über sich zu erzählen heißt, Vergessenes wieder hervorzuholen“, sagte der Alte und legte sich neben den kleinen Jungen, „lass mich dir lieber von fernen Ländern erzählen, wo ich schon mal war.“ „Warst du auch in warmen Ländern?“ „Natürlich. Von dort bin ich gerade gekommen. Hier, iss!“, der Alte gab ihm ein Stück Brot, „und höre zu. In Übersee scheint die Sonne das ganze Jahr hindurch. Und was wirklich Neid weckt, ist die Hitze dort, so dass man zu jeder Jahreszeit ausgesorgt hat. Man braucht weder Pelz, noch Mütze, noch Stiefel.“ „Das ist aber gut!“, schnaufte der kleine Junge. „Wachsen die Bananen dort wirklich an den Bäumen?“ „Die volle Wahrheit. Auf den Palmen, so werden die Bäume genannt. Die Bananen schmecken aber nach unseren süßen Kartoffeln.“ Er erzählte lang und ausführlich. Nur selten unterbrach ihn der kleine Junge, um eine Frage zu stellen. Der Alte war ihm aber nicht böse, im Gegenteil, er lobte seinen dankbaren Zuhörer und fasste ab und zu an dessen verschwitzte Stirn. Das Fieber war gefallen. Der Alte freute sich innerlich und erzählte weiter und weiter. „Und das Meer? Wie sieht dort das Meer aus?“, fragte der zukünftige Reisende. „Wie überall. Das Meer ist hellblau mit weißer Gischt. Und manchmal blau, wie deine Augen.“ „Kann man dort gut leben?“, fragte der

Kleine neidisch. „Gut ist es nur dort, wo keiner ist. Ich jedenfalls, möchte wieder schnell nach Hause zurückkehren, egal wo ich mich befinde.“ „In unseren Winter?“, war der kleine Junge ungläubig. „Ja, in unseren Winter. Wir haben den besten Winter, den es nur geben kann. Glaub mir.“ „Ich glaube dir“, flüsterte der Kleine und schlief ein. Was er in der Nacht träumte, weiß niemand. Selbst er erinnerte sich nicht mehr daran. In den Mantel eingewickelt, schlief er ruhig wie ein Säugling in der Wiege. Der Alte umarmte ihn und dem Kleinen wurde warm. Manchmal schmatzte er im Traum und murmelte etwas Undeutliches. Der Morgen kam. Der kleine Junge wachte auf und gähnte süß. Schon lange hatte er sich nicht mehr so gut gefühlt. Er drehte sich zum Alten um: „Opkel, Opkel! Schläfst du noch? Wach auf! Lass uns gehen!“ Der alte Mann reagierte nicht und starrte vor sich hin mit gläsernen Augen. Als der Kleine verstand, dass er alleine war, erschrak er sehr und saß lange unbeweglich da. Danach fing er an zu weinen und die kalten Hände seines neuen und schon für immer verlorenen Freundes zu streicheln. Gegen Mittag stand er auf und zog den Hut des Alten ab. Er ging in die warmen Länder, um schließlich wieder nach Hause zurückzukehren. „Wir kommen alle in diese Welt und verlassen sie in Einsamkeit“, wiederholte er die Worte seines Freundes, die er gut im Gedächtnis behalten hatte, „Das Ziel unseres Lebens liegt darin, dass wir denjenigen finden und nicht verlieren sollen, der uns von der Einsamkeit befreit.“

Die Zauberflöte

Es war einmal ein Hirt, der es sehr mochte, auf seiner Flöte zu spielen. Am Morgen trieb er seine Herde auf die Wiese und am Abend zurück ins Dorf. Eines Tages an einem heißen Mittag schlief er tief und fest ein und als er kurz vor dem Sonnenuntergang aufwachte, waren seine Schafe weg. Bis spät in die Nacht hinein suchte er sie vergeblich. Tränenüberströmt kam der Hirt ins Dorf und erzählte ganz aufgelöst, was ihm passiert war. Da waren die Bewohner erzürnt und trieben ihn aus dem Dorf. Und drohten ihm, er solle ohne Herde nicht zurückkommen. Der Hirt ging also der Nase nach. Und da fing es noch an, stark zu regnen. Der Arme wurde bis auf die Haut nass. Er fiel mehrmals hin und beschmutzte sich so sehr, dass er danach wie ein echter Teufelsjunge aussah. Der Hirt ging in den Wald und bemerkte im Dickicht auf einmal ein Feuer. Er schlich sich unbemerkt heran und sah eine Räuberbande, die an einem Lagerfeuer saß. Er sah auch, dass seine Schafe in der Nähe heil und unversehrt grasten. Die Angst schüttelte ihn, es blieb ihm aber nichts anderes übrig, als mit einer List seine Herde zurück zu gewinnen. Der mutige Hirte richtete sich auf, kam aus dem Dunkel heraus und setzte sich neben das Feuer, so

als wäre nichts gewesen. Die Räuber wunderten sich sehr über den unerwarteten Gast. Ihre Augen blitzten aber raubgierig und sie überlegten nur, wie sie ihren Vorteil von dem alten Mann ziehen könnten. Die Bösewichter hielten den Hirten für einen Alten. Kein Wunder, da der junge Hirte ja von kleinem Wuchs war. Außerdem kauerte er sich zusammen, nachdem er durchgefroren war, und sein Gesicht legte sich von dem trockenen Schmutz in Falten. Die Räuber fingen also an, sich ihre fürchterlichen Geschichten zu erzählen. Sie prahlten voreinander, wie viele Menschen sie betrogen hatten. Dann kam der Hirt an die Reihe. Womit konnte er denn die Bösewichter überraschen? Zum Glück ertastete er seine Flöte in der Tasche und sagte leise, indem er eine ältere Stimme nachmachte: „Ein Hirte aus dem Dorf, das hinter dem Wald liegt, gab mir diese Zauberflöte. Wenn man auf der Flöte spielt, wird man sofort wieder jung.“ Die Räuber lachten ihn aus und merkten nicht, dass sein Körper ganz trocken wurde und der Schmutz begann, von ihm abzufallen. Der Hirte fing an, die Flöte zu spielen und ging dabei mühsam tanzen. Und siehe da, der Schmutz fiel von seinen Beinen ab. Die alten Beine wurden jung und beweglich. Die Bösewichter wollten ihren Augen nicht trauen. Der Hirte spielte weiter und die alten und kraftlosen Arme wurden stark und biegsam. Nun war sein Gesicht wieder jung und frisch. Die erstaunten Räuber warfen sich auf den Jungen und nahmen ihm die Flöte weg. Sie schlugen einander und dudelten in die Flöte. Es passierte aber nichts. „Die Flöte erfüllt nur denjenigen einen Wunsch, die ein gutes Gewissen haben“, sagte der Hirt furchtlos. Die Bösewichter überlegten also ein wenig und entschieden sich, die Herde zurückzugeben. Natürlich dachten sie nur an die verbrecherischen Taten, die sie vorhatten, wenn sie wieder jung werden. Der Junge verabschiedete sich von den Räubern und ging nach Hause. Alle Dorfbewohner strömten auf die Straße hinaus um zu sehen, wie der Hirt erzählte, wie die Räuber die Herde zurückgegeben hatten. Sie glaubten dem Jungen nicht und wollten ihn nur auslachen, da es noch nie vorgekommen war, dass ein Räuber das Raubgut zurückgegeben hatte. Alles war aber so geschehen, wie der mutige Hirt erzählt hatte. Und von da ab hatten alle Respekt: groß und klein. Den Bösewichtern war es aber nicht gelungen, wieder jung zu werden: sie erinnerten sich immer wieder an ihre Sünden. Um das alles wieder gut zu machen, bräuchte man mehrere Jahre. Man kann sich doch nicht an alles erinnern. Die schlimmen Taten werden ja vergessen, die guten bleiben dafür ewig. Damit ist das Märchen zu Ende.